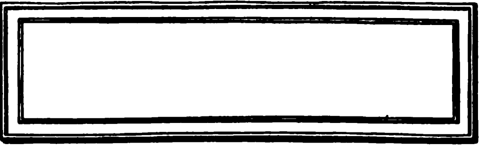
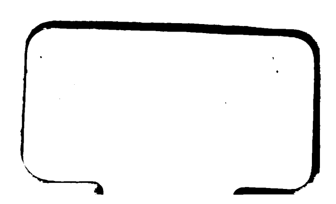
Hermann Löns und die Swaantje


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Luise Cosmann. 0

Hermann Löns
und die
Swaantje

Die erste Auflage gelangte am 25. November 1920 zur Ausgabe.
Die zweite Auflage gelangte am 20. Dezember 1920 zur Ausgabe.
Die dritte Auflage gelangte am 10. Februar 1921 zur Ausgabe.
Die vierte Auflage gelangte am 10. März 1921 zur Ausgabe.


Hermann Löns

Hermann Löns

und die

Swaantje

von

Swaantje Swantenius

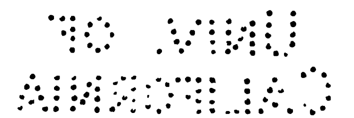
Mit einem Lönsbildnis von Kricheldorff-Celle

21.—25. Tausend

Berlin

Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H.

1921



Druck von Ernst Siegfried Mittler und Sohn, G. m. b. H., Berlin SW 68.

Glücklichsein heißt jede schwere Stunde in siegenden Händen tragen und lächelnd aus bitteren Brunnen trinken. Steinmüller.

Swaantje an Frau Grete

Liebe Grete!

Ich möchte nicht, daß Du Dich befremdet fühlst, wenn Du das Buch in der Hand hältst. So laß mich Dir sagen, wie es kommt, daß ich trotz schweren inneren Kampfes mich dazu entschlossen habe, die Erlaubnis zur Veröffentlichung dieser Erinnerungsblätter zu geben. Ich dachte bis dahin nicht daran, aus der Stille herauszutreten. Erst die vielen unsinnigen Märchen, die in den Nekrologen über die Frauen um Hermann und in dem Raunen über Swaantje verbreitet wurden, rüttelten mich auf. Du kannst diese Empfindungen, die mich jetzt veranlassen, die wirkliche Swaantje sprechen zu lassen, am besten verstehen, denn Du allein weißt, wie schwer jene Zeit war. Vielleicht wird das Buch auch für einen späteren Löns-Biographen als streng sachliches und der Wahrheit entsprechendes Material wertvoll sein, und ich möchte Dich bitten, daß auch Du in diesem Lichte die Darstellungen betrachtest.

Swaantje.



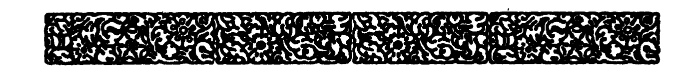
Tick — tack — tick — tack — tick geht die alte bunte Wanduhr, als ob der Zeiger gar keine Eile hat, auch das blanke, gelbe Pendel spaziert gemächlich hinter den schweren, schwarzen Eisengewichten auf und ab. Selbst die Fliegen haben nichts Hastiges in ihren Brummflügen durch die sonnenhelle, behagliche Stube. Sogar die Sonnenlichter haben sich das neugierige Herumhuschen abgewöhnt und ruhen in schönen breiten Streifen auf dem weißbesandeten Fußboden oder legen sinnige Kränze um die Bilder an den dunkelgrünen Wänden: um das alte handgezeichnete Vaterunser, um das Bildnis des hochseligen Georg Rex auf dem Paradebette, um die Grablegung Christi und um den gottseligen Ludwig Harms. Vielleicht reckt sich ein Sonnenarm hinauf, um Vater Luther ins Gesicht zu leuchten, der ganz versunken in seine Bibelübersetzung ist. Ebenso versunken wie Meinecken Vater in seine

Hannoverschen Zeitungen. Meinecken Vater hat eine Tat getan, ja — *eine Tat*. In sein Haus war kein anderes Blatt je gekommen als die farbechte, gelbweiße Hannoversche Pferde-Zeitung, und nun? abbestellt? —?! nein, abbestellt hat er sie nicht, behüte, aber eine andre, ganz und gar nicht waschechte Zeitung hat er sich daneben bestellt, voll Sorge zwar, daß sie in ihrer schwarz-weißen Gesinnung abfärben könnte auf junge, ungefestigte Gemüter, aber er konnte doch nicht anders: die Aufsätze des Fritz von der Leine mußte er lesen, und koste es, was es wolle. Zu prächtig weiß dieser Fritz zu erzählen, und wie er dem Magistrat seine Meinung gerade heraus sagt! „Bange ist der nicht!“ denkt Meinecken Vater laut.

Er hat ganz vergessen, daß schon seit einer Viertelstunde ein blondzöpfiges, etwa zwölfjähriges Mädchen an seinem Knie lehnt und andächtig darauf wartet, was Meinecken Vater ihr wohl aus der Zeitung erzählen wird. Keiner kann das so fein wie der gemütliche, graubärtige, hemdärmelige, alte Bauer, dem die Sofaecke, die Zeitung und der geliebte Pfeifenkopf mit dem Bildnis des Cumberländers daran, eine Einheit sind. Meistens ist es etwas von dem allerhöchsten Herzog und seiner hohen Familie, weit weg wohnen

sie im schönen Österreich, aber den Getreuen im Hannoverlande sind sie nah mit all ihrem Tun und Treiben, mit all den lieben kleinen Prinzen und Prinzessen. Ja, ja, entweder muß Meinecken Vater wehmütig seufzen, oder er muß sich in weißglühenden Zorn reden, wenn wieder mal etwas von den Taten des alten Bismarck aufgewärmt wird. Aber heute tut er keins von beiden, denn er muß s o lachen, daß die gelbweißen Pfeifentroddeln mächtig hin und her tanzen und die Fliegen aufgeschreckt aus ihrem Traum auffahren.

Und dabei heißt er noch gar nicht Fritz von der Leine, der diese großartigen Aufsätze in der Zeitung schreibt, der kein bißchen Bange hat vor dem Magistrat und dem Stadtdirektor —, sagt Meinecken Vater, hör zu, mein Mädchen, und vergiß es nicht, bange ist er nicht, und solche haben wir nicht viele, er heißt Hermann Löns. Das war das erste Mal, daß Swaantje den Namen hörte. Fortan lebte der Träger dieses Namens in ihrer Vorstellung als ein großer breitschultriger Heldenvater, mit langwallendem Bart. Sie hatte irgendwo ein Bild von August Freudenthal gesehen und verwob nun diese beiden Gestalten miteinander.



Und dann kam ein Tag, da wurde dieser Name plötzlich auch für sie lebendig, ganz nahe und greifbar trat er an sie heran.

In ihrer Fensterecke in Vaters Zimmer kauerte sie, wie sie es so gern tat, auf der breiten Fensterbank. Die Rosen, die duftlosen, breiten, gelben Rankrosen, klopften sacht im Sommerwind an die Scheiben. Die Weinblätter gingen auf und ab und ließen spielende, grüne Lichterchen durchs weite Gemach huschen: Über das weiße Bett, über den wuchtigen hohen Schreibtisch, über das geschwungene schwarze Damastsofa und die breiten Bücherregale eilten wie Spielkinder die Sonnenfleckchen.

Aber der todkranke Mann auf dem weißen Lager und die zarte kleine Frau, die mit unendlicher Zärtlichkeit seine Hand hält und über die wunderweichen silbernen Locken streichelt und mit leiser Stimme zu ihm spricht, die hatten nicht acht auf die Sonnenkinder.

Soviel, ach soviel hatten Bruder und Schwester sich noch zu sagen. So unerbittlich kurz nur war noch die Zeit, sie wußten es beide. Ein kleines, edel geschnitztes Kruzifix lag auf der Bettdecke, weiß hob sich der Christus von dem Ebenholz. Wie selbstvergessen ruhten die Augen des Vaters darauf, und doch hing er am Munde der Schwester. Das Kind in der Fensterecke hatten sie längst vergessen.

Von der Zukunft ihrer beiden Töchter erzählt sie ihm, der Töchter, die für der Mutter Leben alles bedeuten. Ihr Mann, der Sonderling, der berühmte Alpenmaler hatte schon längst seine stille Werkstatt mit der noch stilleren Stätte auf dem Friedhof vertauscht. Aber die Älteste, seine Grete, die war auch sein Stolz, seine Liebe, sein Glück gewesen, dieses quellfrische Menschenkind, dem alle Herzen zuflogen, so lebendig an Leib und Seele, begabt mit allen Talenten, reizend in ihrer Natürlichkeit und Keckheit.

Tapfer hatte Grete den Kampf mit dem Leben aufgenommen, selbständig auf eigenen Füßen stehen, diese Losung der Frauenrechtlerinnen erfüllte auch sie mit glühender Begeisterung. Nun arbeitete sie in einer großen Zeitungsredaktion an Schreibmaschine und Telephon, hatte schon selbst Feuilletons geschrieben,

alle halfen ihr bereitwillig zurecht. Sie war wieder einmal der Liebling aller.

Am meisten ist sie mit dem literarischen Redakteur befreundet. Er kommt auch oft in das feine kleine Haus in der stillen Gartenstraße, wo die schönen Bilder von den Wänden schauen und Glanz und Behagen eines vornehmen Künstlerhauses den Gast umschmeicheln.

Dem sterbenden Bruder will die Schwester das große Geheimnis des geliebten Kindes anvertrauen: er liebt die silberlebendige, tausendschöne Grete, er wirbt um sie, obwohl er selbst noch gebunden ist mit den Ketten einer Ehe, die in seinem Herzen längst gesprengt waren. Um dem Streit und Gezänk und dem Unbehagen der Scheidungsklage zu entgehen, sucht er Vergessen und neue Lebensfreude in dem Lachen seiner Grete: sie versteht ihn, sie regt sein Schaffen an, sie ist sein froher Kamerad, sie ist das Weib seines Herzens.

In des sterbenden Vaters Blick erwacht jene Hellsichtigkeit, die einen Wanderer auf hohem Berge als Gruß der Himmelnähe überkommt: „Heilig ist die Ehe!“ Leise und feierlich verklangen die Worte.

Das war das andere Mal, daß Swaantje den Namen hörte. Greifbar stand er nun in ihrem Leben,

stand neben dem Bild ihrer angebeteten, bewunderten Base Grete.

Es war das große Tagesgespräch der Residenz. Er, der viel bewunderte, noch mehr gefürchtete Journalist, dessen Scheidungsprozeß kaum erledigt war, dessen buntes, eigentümliches Eigenleben immer die Welt in Atem hielt, hatte sich schlecht und recht verlobt, ganz bürgerlich, so wie andre Leute das auch tun, ganz so, nur die Brautringe an ihren Händen waren von seltsam gehämmertem Golde. — Aber gut bürgerlich war auch die Vetternreise, die das Brautpaar zu den nächsten Verwandten, die nun in einer kleinen Stadt lebten, unternahm.

Ein leichter, frischwindiger Frühlingstag war's. Ein Tag, an dem die weißen Birkenfrauen in grünen Schleiern auf der braunen Heide tanzen, wo die schimmernden, schneeigen Wolkenschiffe über das blaue Himmelsmeer dahinsegeln, wo noch der Frühlingswind in ihre Segel bläst und die abgeklärte Ruhe des Hochsommers und das majestätische Zürnen des Herbstes ihnen gleicherweise fremd sind.

Dies maikühle, klare und doch in Licht und Schatten oft jäh wechselnde Licht weckte geheimnisvolles Leben, daß die glühend gelben und tiefvioletten Bänder, die

purpurnen Blumen und das dunkelgrüne Blattwerk der hohen Chorfenster lebte und blühte und leuchtete. Swaantje ging mit dem neuen Vetter die breiten, weißen Gänge im Kloster hinauf und hinab, dann standen sie in der schmalen Zelle der Zisterzienserin, grüngoldenes Licht stahl sich durch das spaltschmale Fensterlein, seltsam fremd und starr wanden sich halbverblichene Lilien und braunes Dorngerank über dem harten Lager an der getünchten Wand empor bis hinauf zur niederen Balkendecke.

Swaantje und Hermann waren bald allein in dem weiten Klosterbau. Die ganze muntere Gesellschaft, die schönen Basen, die redelustige kleine Tante, sie alle waren längst in die sonnige, von Frührosen durchduftete Gartenwelt des Fräuleinstiftes geflüchtet, fort aus dem drohenden Ernst des uralten Klosters.

Aber sei es, daß das fünfzehnjährige Kind zum erstenmal im Leben wirkliche Antworten auf scheue Fragen bekam, Fragen, für die nach Vaters Tode so leicht keiner Zeit hatte — — warum gerade dies Sinnbild von der gewölbten Decke herniedersähe, wer dies Heiligenbild in der tiefen Wandnische sei, und ob wohl die Nonnen glücklich gewesen seien in diesem schönen geheimnisvollen Hause? — — — sei es, daß

der neue Vetter gern antwortete, oder wollte er immer wieder das leise Lächeln sehen, das über das klare Gesichtchen huschte, wenn er, wie das so seine Art war, trocken, ein wenig spöttisch, ein wenig paradox, aber doch immer haarscharf auf den Grund ihrer Fragen einging.

Das muß aber auch gesagt werden, daß Swaantje erst ein wenig erschrocken war, als der neue Vetter ihr heut morgen entgegengetreten war, den wallenden Bart und Heldenvater mußte sie glatt streichen, schlank und rank und sehnig, eher klein als groß, in Kniehosen und bis oben zugeknöpfter Bauernweste, den Lodenhut über dem schmalen, rassigen Gesicht, das ebenso wie die ruhigen festen Hände braun von Luft und Sonne war.

Es war, als ob es nie so viel Blumen in der Welt gegeben hätte wie heute. Vielleicht weil der neue Vetter alle bei Vor- und Zunamen kannte, weil alle Grabenränder und alle Hecken lebten, als er mit Swaantje an ihnen herging. Swaantje hatte bald beide Hände voll Blumen, sonst hatte sie im Felde nur Kornblumen und Mohn gepflückt, aber heute hatte sie ganz andre im Strauß, Blumen, die sie sonst nie beachtet hatte, und deren geheime Schönheit sie erst heute

erkannte. Und war das erste Mal, daß Swaantje seit Vaters Tode wieder Blumen in den Händen trug. Sie sahen seltsam bunt und doch traurig aus zu dem schwarzen Trauerkleid.

Denn es war die Zeit in Swaantjes Leben, wo sie starb vor Heimweh nach dem Pfarrhaus. Wenn die Nachmittagssonne schräg und golden über ihren Schulbüchern lag, stahl sie sich fort, und wie ein Kind, das nach Hause will, lief sie durch die Straßen vor die Stadt. In dem tiefen Graben jenseits der letzten Vorstadthäuser, in dem langen, staubigen Gras saß sie dann, sah über das wiegende, singende Korn, in dem der stille Weg — Swaantjes Schulweg von der Pfarre zur Stadt — versank, hinüber zum Heimatdorf.

Ganz deutlich stand der dicke, graue Holzturm mit der roten Ziegelmütze gegen den klaren Abendhimmel, dahinter die schwere, dunkle Krone der Pfarreiche und auch ein Stück des blauen Pfarrhausdaches. Wenn man ganz scharf hinsah, und die Stelle kannte, dann sah man auch das hohe Kreuz am Giebelfirst. Swaantje wollte ja nichts, nur sehen. Wollte nichts mehr von dem Goldregen und den Syringenbüschen, die jetzt am Brunnen gelbe Flöckchen und violette Sternchen ins Gras streuten, wollte nichts mehr von des Rotdorns

zierlichem Rosengarten und von der weißen Rankrosen Duft. Selbst der Küchengarten mit seinen Frühkirschen und den Pelztierchen, die aus den rosa Pfirsichblüten nun zu köstlichen Früchten an der sonnenbeschienenen Holzstallwand reiften, mit seinem Bollwerk von Jasmin und Liguster und seinen sorgsam gehüteten Gemüsebeeten, auch nicht ein Blättchen der äußersten Hecke gehörte ihr mehr. Nicht mehr ihr Kinderbeet, auf dem die Marienblümchen und Veilchen durcheinander blühten, wie sie eben Kinderhände vom Wiesenrand und unter den Hecken ausgraben und mit Ernst und Wichtigkeit gießen und pflegen auf dem eigenen Beet.

So saß das fünfzehnjährige Kind in dem langen, grau-staubigen Grabengras und sah hinüber, bis schließlich der Kopf mit den blonden Flechten auf den Armen lag und Tränen das liebe Bild mit grauen Tüchern zudeckten.

So kam es, daß Swaantje zum erstenmal wieder Blumen in den Händen hielt, aber es waren nicht mehr die Blumen ihres Kindheitsgartens.

ᛚᛘ

Und dann kam der Tag, wo Swaantje wieder Blumen in den Händen trug.

Weiße, duftschwere Friggeblumen und blaßblaue Vergißmeinnicht trugen die Kranzmädchen, die hinter dem Brautpaar einherschritten. Die Kirche war wie ein Maiwald anzusehen. Den langen Brautgang hinunter und zu den Seiten des Altars standen die weißen Birkenbäume, und vor dem Brautpaar hoben still und rein schlanke Lilien ihre Stengel.

Swaantje war es andächtig und feierlich zumut. Die wunderschöne Braut mußte sie immerfort ansehen. Den lichten Schleier über den eigenwilligen, blonden Löckchen und den ernsten Myrtenkranz über dem übermütigen Gesicht. Selbst heute war der schelmische Zug nicht verschwunden. „Affenkomödie“ hatte sie noch am Morgen lachend die bevorstehende Trauung gescholten und behauptet, man müsse sich ja vorkommen wie ein Affe auf dem Seil. Und der sachte, segnende Mairegen, der den Tag in zarte graue Schleier hüllte, hatte ihr auch nicht gepaßt, ja, ihr die Feststimmung so verdorben, daß die Leute, die sich neugierig um den Brautwagen vor der Kirche drängten, sogar ihr rosenrotes, spitzes Zünglein zu sehen bekamen.

Swaantje konnte ja im Herzensgrunde diesem Ge-

baren nicht beistimmen, aber sie war viel zu ehrfurchtsvoll durchdrungen von der Klugheit und Vornehmheit der großstädtischen Verwandten, daß sie weiter keine Kritik wagte. Und schön war die Braut in dem weichen, weißen, weiten Gewande!

Schon lange hatte Grete diese weiten, von Künstlerhand entworfenen Gewänder getragen, sehr bald nach ihrer Verlobung. Hermann liebte die gleichförmige Mode nicht und wollte seine Grete nur in Eigenkleidern sehen. Grade so, wie er in allem seinen eigenen Weg ging, hatte er sich selbst auch von der herrschenden Mode frei gemacht, und es kleidete ihn gut, das schwarze Knotentuch und die hochgeschlossene Bauernweste.

Von der Traurede des guten alten Predigers, der schon Gretes Tauffegen gesprochen, hörte Swaantje nicht viel, sie war ganz verwirrt von den vielen glänzenden Hochzeitsgästen, und ein klein wenig Angst hatte sie doch, ob sie auch alles recht machen würde, denn die lebendige, kleine Tante konnte eine recht spitze Zunge haben, wenn die Nichte vom Lande sich eben — ländlich benahm. Und deshalb galt's aufpassen, denn geschenkt wurde ihr nachher nichts an Vorwürfen, das wußte sie genau. So wanderten denn

ihre grauen Kinderaugen manchmal hilfesuchend zu dem großen Bruder, der würdevoll in seinem neuen Kandidaten-Gehrock neben seiner Dame stand, der verstand sie immer. Neben Swaantje stand auch ihr Herr, lang und dünn, mit schlapper Haltung und einem Einglas im Auge. Er gehörte auch zu den Zeitungsschreibern und nötigte ihr deshalb schon Ehrfurcht ab. Sie hatte große Angst, etwas Dummes oder Ländliches zu sagen, denn die Miene, mit der er sie so von oben durch sein Glas betrachtete, machte sie sehr unbehaglich.

Das verlor sich auch nicht an der Hochzeitstafel. Es war ja ganz selbstverständlich, daß so ein sechzehnjähriges Nichtchen vom Dorfe in dem schlichten, weißen Kleide so weit wie möglich nach unten gesetzt wird, denn die vielen geistreichen Männer und Frauen, die an dieser Festtafel versammelt waren, hatten Besseres zu tun und durften in ihrem Kreise nicht gestört werden. Diese wunderschöne Hochzeitstafel, veilchenblau und golden, des Bräutigams Lieblingsfarben, so leuchtete sie. Aus hohen Kristallkelchen neigten sich goldgelbe Rosen, breitete violetter Rhododendron seine stolzen Blüten, schwere Seidenbänder und Schleifen wandten sich durch dunkles Grün, und auf Gold-

grund hoben sich die veilchenblauen Schriftzüge der Tischkarten.

Von dem Brautpaar sah Swaantje wenig, ein Blumenkorb stand so, daß ihre Augen nicht darüber fort konnten. Aber gegen Ende der Tafel kam Hermann doch einmal in ihre Nähe mit seinem elastischen, raschen Schritt, der so im Gegensatz zu seinem ruhigen Gesicht und den stetigen Bewegungen seines Körpers stand. Er küßte der jungen Engländerin die Hand, die eben ein reizendes Tischlied mit glockenheller Stimme gesungen, und hob auch sein Glas gegen Swaantje. Dann, gleich nach der Tafel, war das Brautpaar verschwunden.

Swaantje wußte nicht, warum sie sich plötzlich so allein und verlassen vorkam und den ganzen Abend sich gar nicht so recht freuen konnte. Sie waren doch alle recht nett mit ihr, auch der dünne, lange Tischherr, das heißt, lange konnte er seine Huld nicht an die Einfalt vom Dorfe verschwenden, denn schon bald nach Tisch wurde er unauffällig beiseite gebracht: warum war auch der Sekt so gut und reichlich gewesen.

Und die seltsame Traurigkeit nahm Swaantje spät in der Nacht mit hinüber in ihren gesunden, festen Kinderschlaf. — —

In der Heide, in einer Jagdhütte wollte das junge Ehepaar den Maimonat verleben, ehe die aufreibende Redaktionstätigkeit wieder beide in ihren Dienst zwang. Auch Grete wollte ihre Arbeit beibehalten, sie lachte über die altmodischen Hausfrauen, die über Strümpfestricken und Kinderwarten kein Buch mehr zu sehen bekämen. Ein großer Schreibtisch und eine bequeme Handbibliothek standen in ihrem Zimmer. Gleich daneben, nur durch den lauschigen, dunkelgrünen Salon getrennt, war das große, einfenstrige Herrenzimmer, ein sorgsam gepflegter Garten sah hinein, ein hoher, spitzer Birnbaum stand wie ein Schneegebirge im Mai vor dem Fenster und ließ im Spätsommer seine gelbroten Birnen ins weiche Rasengras pucken. Ein rundes Rasenbeet, von hochstämmigen Rosen und einem streng beschnittenen Efeukranz umschlossen, hütete wie einen Edelstein in seiner Mitte einen kleinen Springbrunnen, dessen lebendiges Wasser den Vögeln einen lustigen Bade- und Trinkplatz bot.

Ganz hinten im Garten träumte seit des Vaters Tode die verschlossene Malerwerkstatt, wie erstarrt und leblos standen die Gemälde: die Berggipfel, die schäumenden Wasserfälle und die braunen Tiroler-

häuser an den Wänden umher. Aber drinnen in den neuen Räumen, da fühlte man förmlich waches, drängendes Leben. Was die moderne Künstlerschaft an Stoff und Farbe, an Hölzern und Formen ersinnen und zu neuzeitlichen Wohnräumen gestalten konnte, hatte hier ein wunderbehagliches Heim geschaffen. Swaantje ging staunend durch all die fremdartige Pracht: über die weichen, graugrünen Teppiche des Eßzimmers, deren Farbe so seltsam gegen den weinroten Sammet der Polster abstach, sie stand vor dem großen Wandgemälde, Frühlingssturm hieß es, roter und weißer Blütenregen wirbelte zur Erde im wilden Taumeltanz. Gegenüber feierliche Abendruhe über rosig glühenden Firnen, das letzte Werk des toten Vaters.

Bald nach der Hochzeit wurde Swaantje in derselben Stadt in einem richtigen Backfischkasten untergebracht. Es war die höchste Zeit, daß das junge, einfältige Ding endlich die höhere Bildung einer Mädchenpension erhielt, und so weinte sich denn die unglückliche Swaantje eines Abends in dem Dreimädelzimmer der Eulertschen Pension regelrecht in den Schlaf. Nur der Gedanke, daß sie morgen zu Hermann und Grete gehen durfte, daß Hermann ihr seinen neuen drahthaarigen Dackel und das frisch-

besetzte Aquarium zeigen würde, brachte doch ein leises Freuen in die Tränenflut.

Sie vertrugen sich prächtig, der berühmte neue Vetter und seine junge Base. Das Schönste war, daß sie sich immer etwas zu sagen hatten und doch kaum Worte zu machen brauchten, daß ein fragender Blick, ein halbes Lächeln Antwort und Erklärung sein konnten. Und nie war Swaantje fröhlicher, als wenn sie beisammen waren, mit todernster Miene konnte Hermann ihr die drolligsten Geschichten erzählen oder die tollsten Späße aushecken. So hatten sie einmal zum Entsetzen aller Ballmütter die schönste Tanzordnung des vornehmen Burschenschaftsballes aus den Fugen gebracht, als sie unbeirrt nach Walzermelodien Polka und umgekehrt tanzten, mit Hermanns ernsthafter Begründung: er mache nicht gern anderen Leuten etwas nach. Fast krank hatten sich die zwei im stillen gelacht, obwohl Swaantje wußte, daß ein heiliges Donnerwetter der jetzt in Gegenwart des berühmten Mannes süß lächelnden Pensionsmutter nachher über ihrem schuldigen Haupte sich entladen würde. Aber das schadete nichts, ein schneller Blick hin und her voll Schelmerei, und der hieß: „Laß dich nicht bangemachen, kleine Swaantje, Spaß macht's doch, und wenn dir die alten

Eulen etwas tun wollen, werde ich ihnen das Heulen schon beibringen!" Er hatte eine eigentümliche Art, sich überall durchzusetzen.

Ohne daß Swaantje sich dessen bewußt wurde, vertiefte sich ihr ganzes Wesen und Wissen unter seiner sicheren und doch behutsamen Leitung. Sie lernte mit eigenem Urteil Gutes und Schlechtes in der Literatur unterscheiden, Oberflächliches und Wertloses beiseite zu schieben. Sie sah die Kunstschätze in den Museen und Galerien mit seinen Augen, die so scharf und sicher die echte Kunst von den aufdringlichen Tageskünsteleien zu scheiden verstanden.

Es war ein kalter, regengrauer Märzmorgen, als sie einmal — Swaantje war gerade achtzehn Jahre alt geworden — die Säle der Berliner National-Galerie durchwanderten. Ihr Ziel war die Ägyptische Sammlung, so streiften sie nur flüchtig die großen Bilder-Säle, nur bei Segantini und Böcklin konnten sie sich nicht losreißen. Der königliche Reichtum dieser Kunst ließ Swaantje ganz verstummen, und so sprach Hermann in seiner raschen, halblauten Art von dem wundervollen Menschen Böcklin, in dessen Leben er sich ganz hineingedacht hatte. Er sprach von dem inneren Erlebnis des Schweigens im Walde, und dann standen

sie vor dem Meeresrauschen und vor dem Selbstbildnis des Meisters. Der graue Tag konnte der glühenden Leuchtkraft der Farben nichts anhaben; es war, als blühten tausend Blumen um sie her. Am liebsten hätten sie nun nichts mehr gesehen, aber die Ägypter lockten doch beide mächtig. Swaantje hatte auf Hermanns Anregung ein größeres Werk über die historische und kulturelle Entwicklung des Pharaonenlandes gelesen und freute sich wie ein Kind auf die Papyrosrollen, auf die Mumien und Standbilder. Die lustigen Basen, bei denen man in Berlin zu Gast war, hatten die beiden mit allen Zeichen des Schauderns entlassen, als sie von deren schier unbegreiflichem Vornehmen gehört und dann versprochen, die beiden Altertumsforscher später mit Frau Grete zusammen in der „Traube" zu erwarten. So hatten Hermann und Swaantje den ganzen Tag vor sich, wie schön das war.

Ein Gefühl des Geborgenseins überkam Swaantje, als sie so mit dem Vetter die weiten Säle und Gänge durchschritt, und fast wäre sie in wunschloses Träumen versunken, wenn nicht ein leiser Druck seiner Hand sie aufschauen ließ: ihnen gegenüber, den Rahmen der Tür fast einnehmend, sah zeitlos, ruhig, majestätisch

das Schlachtfeld von Marathon hernieder, ein unbarmherziger, bleierner, blaugrauer Himmel über gelbem Sand, nichts weiter, keine Staffage, kein Wolkengetürm, nichts wie ehernes Schweigen. Und hier war es zum erstenmal, daß in ihren Seelen das feine Klingen begann, wenn aus Suchen und Sehnen Antwort wird. — Noch ein Bild wurde zum Erlebnis, eine holländische Wasserträgerin, ein kleines, fast unscheinbares Bild, aber wie edel in jeder Linie war dieser Körper, wie fraulich und doch beherrscht der Rhythmus ihres Schreitens, und wieder waren es halblaute, wenige Worte, die Swaantje zum erstenmal bewußt die Wunderwelt eines weiblichen Körpers sehen ließen.

Was dann später die gewaltigen Ägypter ihnen gaben, das zittert noch nach in der wuchtigsten Ballade des Blauen Buches: „Das Bild des Pharao“. Sie hüteten beide das Erleben wie einen köstlichen Schatz. Es lag ein feines, stilles Freuen über dem ganzen Tage, selbst die Lustigkeit der sektfrohen Basen und Vettern konnte ihnen nichts davon nehmen. Man hatte heimlich beschlossen, der Unschuld vom Lande Berliner Nachtleben zu zeigen und tollte sich nun bei Sekt und Austern in einer lauschigen Ecke der „Traube“ in eine übermütige Stimmung zu einer ausgelassenen

sie vor dem Meeresrauschen und vor dem Selbstbildnis des Meisters. Der graue Tag konnte der glühenden Leuchtkraft der Farben nichts anhaben; es war, als blühten tausend Blumen um sie her. Am liebsten hätten sie nun nichts mehr gesehen, aber die Ägypter lockten doch beide mächtig. Swaantje hatte auf Hermanns Anregung ein größeres Werk über die historische und kulturelle Entwicklung des Pharaonenlandes gelesen und freute sich wie ein Kind auf die Papyrosrollen, auf die Mumien und Standbilder. Die lustigen Basen, bei denen man in Berlin zu Gast war, hatten die beiden mit allen Zeichen des Schauderns entlassen, als sie von deren schier unbegreiflichem Vornehmen gehört und dann versprochen, die beiden Altertumsforscher später mit Frau Grete zusammen in der „Traube“ zu erwarten. So hatten Hermann und Swaantje den ganzen Tag vor sich, wie schön das war.

Ein Gefühl des Geborgenseins überkam Swaantje, als sie so mit dem Vetter die weiten Säle und Gänge durchschritt, und fast wäre sie in wunschloses Träumen versunken, wenn nicht ein leiser Druck seiner Hand sie aufschauen ließ: ihnen gegenüber, den Rahmen der Tür fast einnehmend, sah zeitlos, ruhig, majestätisch

das Schlachtfeld von Marathon hernieder, ein unbarmherziger, bleierner, blaugrauer Himmel über gelbem Sand, nichts weiter, keine Staffage, kein Wolkengetürm, nichts wie ehernes Schweigen. Und hier war es zum erstenmal, daß in ihren Seelen das feine Klingen begann, wenn aus Suchen und Sehnen Antwort wird. — Noch ein Bild wurde zum Erlebnis, eine holländische Wasserträgerin, ein kleines, fast unscheinbares Bild, aber wie edel in jeder Linie war dieser Körper, wie fraulich und doch beherrscht der Rhythmus ihres Schreitens, und wieder waren es halblaute, wenige Worte, die Swaantje zum erstenmal bewußt die Wunderwelt eines weiblichen Körpers sehen ließen.

Was dann später die gewaltigen Ägypter ihnen gaben, das zittert noch nach in der wuchtigsten Ballade des Blauen Buches: „Das Bild des Pharao". Sie hüteten beide das Erleben wie einen köstlichen Schatz. Es lag ein feines, stilles Freuen über dem ganzen Tage, selbst die Lustigkeit der sektfrohen Basen und Vettern konnte ihnen nichts davon nehmen. Man hatte heimlich beschlossen, der Unschuld vom Lande Berliner Nachtleben zu zeigen und tollte sich nun bei Sekt und Austern in einer lauschigen Ecke der „Traube" in eine übermütige Stimmung zu einer ausgelassenen

Nachtfahrt hinein. Aber auf Hermanns leise, von den andern nicht bemerkte Winke nippte Swaantje nur an ihrem Sektkelch und ließ sich durch keine Späße der Vettern beirren. Es konnte ihr ja auch gar nichts geschehen. Hermann war ja bei ihr.

Ein träumerisches Singen und Klingen war in Swaantje, es war, als sänne sie einer Melodie nach, deren Sinn und Worte sie einst gehört — einst — vielleicht in einem früheren Leben. Und so kam es, daß spät in der Nacht auf der halbdunklen Treppe — die weinfrohe Gesellschaft war schon weiter oben im Treppenhause unter Singen und Lachen verschwunden — Hermann Swaantjes Hand faßte und mit einem seltsamen Klang in seiner Stimme sagte: „Ich habe dich lieb wie meine kleine Schwester. Wenn du einmal im Leben nicht mehr aus noch ein weißt, dann denkst du daran, versprich es mir, daß ich immer für dich da bin mit allem, was ich habe."

„Lieb wie eine kleine Schwester", zum erstenmal lag Swaantje noch lange, lange wach in ihrem Bett. Den Kopf hatte sie auf den Arm gestützt und sann und sann —, und wieder war es die seltsame Melodie, die ihr ganzes Wesen erfüllte — und wußte doch weder Sinn noch Klang.

Es kam wirklich die Stunde, wo Swaantje in großer Not nicht aus noch ein wußte — es kommt ja alles, wie es kommen muß — auch, daß Swaantje mit der ganzen Kraft ihrer Seele und doch der entsagungsvollen Wunschlosigkeit, die eben reinen Seelenwünschen eigen, an einen Mann dachte. Sei es die Vornehmheit seiner Gesinnung, die ganze männliche, beherrschte Persönlichkeit oder auch die unverkennbare Neigung zu ihr, die sich in rührend kindlicher Weise äußerte, und die einen eigenartigen Kontrast zu seinem Amt und seiner hohen kraftvollen Erscheinung bildete. Ihre Gedanken hingen wie gebannt an ihm im Wachen und Träumen. Nicht, daß sie im entferntesten daran gedacht hätte, in seinem alten, nußbaumumschatteten Hause als Frau — seine Frau — zu walten. Nur bei ihm sein — weiter verflogen sich die weißen Tauben nicht. Und je länger — es waren wohl zwei bis drei Jahre darüber ins Land gegangen — Swaantje sich in diese Gedankenwelt einspann, um so größer wurde ihre Not über sein Schweigen. Sie wußte ja nicht, daß ein Gelöbnis ihn band, daß er allein bleiben mußte, um seinen unversorgten Geschwistern die Heimat zu erhalten. Aber einmal mußte Swaantje aus ihrer Herzensnot heraus,

sie hatte nur den einen Gedanken: Hermann hilft dir, sonst kann es keiner auf der Welt.

Sie war bei Hermann und Grete zu Besuch in der kleinen Residenz, deren kunstliebender Fürst den berühmt werdenden Schriftsteller für sich gewonnen hatte. Aber statt Schaffensruhe fand Hermann hier nur noch mehr aufreibende Schriftleitungstätigkeit, und die Enge der Verhältnisse, wo man alle zehn Schritte weit die Grenzpfähle des Nachbarlandes erblickte, machte ihn oft ungeduldig und reizbar, trotzdem Frau Grete die Hauptarbeit des täglichen Arbeitseinerlei für ihn erledigte. Die großen Romanprobleme, die immer mehr greifbare Gestalt annahmen, drängten nach Ausführung und Belebung.

Voll Freude schrieb er darüber an Swaantje, daß er in einem Tage fünf Kapitel seines „Hansbur" geschrieben, daß der ganze Roman mit all seinen Einzelheiten fertig vor ihm stände. Eine unbändige Arbeits- und Schaffenslust habe ihn erfaßt.

So hatte er auch heute, während sie stundenlang zu dritt durch den Winterwald dahinschritten, sich die Gedanken von der Seele geredet, so daß die Personen und Schicksale des ersten Bauernromans „Der letzte

Hansbur" vor den Frauen standen, greifbar, wie Menschen von Fleisch und Blut.

Es war ein beschwerliches Wandern gewesen über die ganz verschneiten Hänge des Harrl bis zu dem im Winterschlaf träumenden Badeort und weiter hinauf bis zur Ahrensburg. Die Burg Schweigen hatte Swaantje sie genannt, so feierlich und ernst hatte die Stille des Tages auf dem alten Gemäuer und über den längst verlassenen Gemächern gelegen. Wäre die behagliche Pförtnerstube mit dem knisternden roten Ofenloch und dem behaglichen Kaffeeduft nicht gewesen — Burg Schweigen hätte alle in tiefen Schlaf versenkt unter die weiche, weiße, schimmernde Schneedecke. Als aber die Schatten der Buchen immer länger auf der Schneebreite wurden, und die Krähen unruhiger von Baum zu Baum flogen, mußte man an den Heimweg denken. Und wieder spannen Schneeflockengeriesel und Dämmern die drei ein, als ob nie wieder das trauliche Lampenlicht der Gartenvilla durch den eng und düster drohenden Bergwald schimmern würde.

Nun saßen Hermann und Swaantje doch im Arbeitszimmer beisammen. Grete wollte noch arbeiten. „Gib dem kleinen Mädchen ein Bilderbuch

in die Hand, dann stört sie dich nicht, ich komme später zu euch", hatte sie lachend gesagt. Schneeschuh und Winterkleider waren mit behaglichem Hauskleide vertauscht, und ein wenig müde hatte sich Swaantje in der Ecke des breiten Ruhebettes eingenistet, das neben Hermanns Schreibtisch steht.

Es war fast dunkel in dem hohen, weiten Zimmer, eine einzige Kerze brannte in ruhigem, gelben Licht neben Hermanns Platz. Ein Schweigen war um die beiden Menschen, das lauter redet als tausend Worte, wie in einem weiten Meer versinkt alles darin, was da war und was da wird. Nur das Schweigen ist da. Und in dem Schweigen flog auf einmal die Not riesengroß wie ein gescheuchter Vogel in Swaantje auf, und ohne daß sie es selbst wollte, und ohne daß sie es ändern konnte, kam es über ihre Lippen, stockend erst und dann immer flehender, die Geschichte ihrer Liebe oder doch dessen, das sie als Liebe zu empfinden glaubte. Hermanns Wort stand wieder vor ihr: „Ich habe dich lieb wie eine kleine Schwester, ich helfe dir."

Aber Hermann hatte das Gesicht in die Hand gestützt, immer noch, als Swaantje schon längst schwieg — und wieder lastete die Stille über ihnen lange — lange.

Dann kam des Mannes Stimme auf Swaantje zu, fremd klang sie ihr, als wäre etwas darin zerbrochen, und doch war es ihr, als klänge darin jene alte, tiefe Melodie, zu der Swaantje immer noch nicht Sinn und Wort gefunden. „Darf ich wissen, wer es ist?" Nach Swaantjes Antwort ging er schnell an das kleine Seitenfenster, öffnete es hastig, sah lange in die sternklare Nacht hinaus, ging zurück, setzte sich wieder auf seinen Platz und sagte ganz ruhig in seiner halblauten, ein wenig sarkastischen Art: „Ja, liebe Swaantje, was ist da zu machen, ich kann doch unmöglich dem Herrn einen Besuch machen und ihn bitten: Wollen Sie nicht die Liebenswürdigkeit haben und meine Base heiraten?" Ja, das sah Swaantje ein, und trotzdem ihre ganze Seele noch bebte, mußte sie doch ein wenig lachen, und leise und unmerklich lenkte Hermann das Gespräch in eine andere Bahn.

Dann, als Swaantje wieder ruhig geworden, stand er hastig auf und nahm aus dem Schrank „Mein braunes Buch", sein bestes Werk, einen köstlichen Lederband, setzte sich wieder an den Schreibtisch, trug mit fester Hand seinen und Swaantjes Namen hinein und legte es dann in ihren Schoß.

Da klang plötzlich ein helles Lachen hinter ihnen,

Frau Grete nahm noch immer lachend dem Mädchen das Buch aus den Händen, blätterte ein wenig darin, las die Inschrift und sagte dann: „Wenn du nicht eben unsere Swaantje wärest, dann würde ich daraufhin fragen: Wann reist du ab?" Da lachten alle fröhlich auf. Grete setzte sich neben Swaantje auf das Ruhebett, nahm sie fest in den Arm und sagte leichthin: „Weißt du, es wäre doch eigentlich das Schönste, wenn du ganz bei uns bliebest, dann hätte Hermann noch eine Frau. Als ich neulich so krank war, habe ich ihm das feste Versprechen abgenommen, daß er dich heiraten soll, wenn mein dummes Herzleiden mich einmal meuchlings ins Jenseits befördert. Aber am schönsten wäre es doch zu dreien — wir drei — meinst du nicht auch?" Swaantje lachte sie in ihrer kindlichen Weise an und ging dann scherzend darüber hin. Kein Echo in ihr antwortete dem lockenden Ruf der leichtherzigen Rede. Aber das sah Swaantje nicht, wie ihres Vetters Gesicht ein fahles Grau überzog und harte Schatten zwischen den Augen und um den herben Mund lagen.

Sie sah ja eigentlich nie das, was wirklich und wesenhaft um sie her geschah, in einem Rosen- und Dornengerank verstrickt, gingen ihre Gedanken Traum-

wege, die nichts von der Wesenhaftigkeit der Erde an sich trugen. Nicht einmal das Erlebnis der gestrigen Nacht hatte sie aufwecken können, es zitterte kaum ein Erinnern daran in ihr nach, und war doch wie ein Feuerbrand über sie hingelodert, der herrische heiße Kuß. In der kalten Schneenacht, nach der glänzenden Hoffestlichkeit war's gewesen. Swaantje hatte in der Tracht der Heidefrauen mit der goldenen Mütze über ihren blonden Flechten Aufsehen erregt und war von den Fürstlichkeiten sichtlich ausgezeichnet. Die ganze Erregung, das ungewohnte Zeremoniell hatten sie müde gemacht, und still war sie zwischen Hermann und Grete auf dem Heimwege dahingegangen, die beide lustig und lebhaft plauderten. Auf einmal hatte Hermann gerufen: „Hört mal, jetzt geht es wirklich nicht mehr, ich muß Swaantje einmal küssen!" Und lachend hatte Grete zugestimmt: „Meinen Segen hast du, es bleibt ja in der Familie!" „Also, Swaantje, da hörst du es", und als sie ihm freundlich die Wange hinüberneigte, nahm er fest ihren Kopf in seine beiden Hände und küßte sie lange auf den Mund. Grete war langsam durch den Schnee weitergegangen, sie wandte sich jetzt und rief scherzend: „Das scheint mir aber eine längliche Angelegenheit zu werden, da muß ich wohl

meine Erlaubnis zurückziehen!“ Da ließ Hermann Swaantjes Kopf aus seinen Händen gleiten und ging rasch mit seinen elastischen Schritten voran, und nie war sein Gute-Nacht an Swaantje so kurz und einsilbig gewesen.

Auch über dies Geschehen hatte Swaantje kaum nachgedacht. Als Jüngste in einer großen innig vertrauten Verwandtschaft, war sie von allen so verwöhnt mit Liebkosungen, war von allen Onkeln und Vettern immer als das große liebe Kind behandelt, daß sie auch diesen Kuß als nichts weiter empfand als die freundliche Zärtlichkeit des älteren Mannes der jüngeren Base gegenüber, die sich so tadellos in dem vornehmen Kreise heute abend bewegt und dafür belohnt werden soll.

Der Kuß hatte Swaantje nicht aufgeweckt, aber über die dunkle Melodie der Worte: „darf ich wissen, wer es ist“, über den Unterton, der darin schwang, mußte sie noch lange sinnen und grübeln, als das Licht schon längst gelöscht und nur der blasse Sternenschein über ihren Kissen lag.

Dem langen harten Winter war ein Blütenfrühling und ein goldener Sommer gefolgt. Es war, als ob in diesem Jahre die Sonne nicht verblassen, und das Blühen und Reifen, das Leuchten und Glänzen nicht aufhören könnte. Selbst diese letzten Septembertage trugen noch keinen Herbsthauch in sich, das inbrünstige Glühen der Farben, das wilde lodernde Blühen in den Gärten schien den Sommer noch überstrahlen zu wollen.

War es nun dieser goldene Herbst, oder sollte, wie so oft einmal schon, die Heide Stimmungen auslösen, die dem Werden eines neuen Werkes vorausgingen, — jedenfalls stand plötzlich an einem weichen, grauen Septemberabend Hermann in dem alten Patrizierhause der kleinen Stadt, hatte einen mächtigen Koffer mit viel Schriftwerk bei sich und bat Swaantjes Mutter, ihn, den Flüchtling aus Redaktionsarbeit und Großstadtlärm, nicht wieder auf die Straße zu setzen, sondern ihn einmal ruhig arbeiten zu lassen an der Vollendung seines großen, naturwissenschaftlichen Werkes.

Und dann gingen Hermann und Swaantje in den stillen Abend hinaus. Swaantje ein wenig ängstlich und ratlos, wie sie es dem geistreichen, verwöhnten

Vetter lieb und behaglich machen sollte, sonst war zu solchen Besuchszeiten immer ihr Bruder, der Hermann eng befreundet geworden, dagewesen, und Jagd und weite Wanderungen hatten den beiden Männern die Tage viel zu schnell dahingehen lassen. Nun war sie diesmal allein für ihn da. Der Mutter zarte Gesundheit ließ keine weiteren Wege für diese zu. Aber Hermann schien keinen zu vermissen. Ein großer Romanstoff nahm all sein Sinnen gefangen. In der weiten, wohligen Stille des Feldweges begann er sofort; die lebensrasche, kraftvolle Handlung baute sich vor Swaantje auf, wuchtig und kernhaft traten seine Menschen vor sie hin. Swaantje hatte eine Eigenschaft, die vielleicht eine Tugend ist, wenn auch nur eine passive: sie verstand gut zuzuhören. Ihre ganze Seele horchte und nahm die Worte von seinen Lippen in behutsame zärtliche Hände. Sie hatten sich soviel zu sagen, aber vielleicht lebte auch in ihrem Schweigen ein ebenso heißes atmendes Leben. Auch Swaantje sehnte nicht den Bruder herbei, es schien ihr fast störend, daß er so bald schon sein Kommen ankündigte. Aber zwei und drei Tage des Wanderns lagen noch vor ihnen. Wie die Birken in den Sonnengluten dieser Tage loderten. Goldene Festpforten bauten sie.

Seidene Herbstfäden zogen wie lichte Gedanken durch die blaue Luft, und purpurn glühten die Perlenketten der Vogelbeeren. Solchen Tagen folgten weiche graue Nächte, die die Sehnsucht des Frühlings und das Heimweh des Herbstes in dunklen Händen trugen.

Und an einem solchen Abend war es, daß beide allein um den runden Teetisch der blauen Stube saßen. Durch eine Nachricht war die Mutter auf mehrere Tage zu ihrer Schwester auf dem Lande abgerufen. Sie wußte ja ihr Mädchen in bester Obhut und hatte dem verständigen Vetter alle die Torheiten geklagt, mit denen das gute Kind gegen seine Gesundheit sündigte: wie es stets bei offenem Fenster und nur unter der leichtesten Decke schliefe, und man so jederzeit die Rückkehr ihrer bösen Nervenschmerzen durch eine Erkältung fürchten müsse. Sie hatte ihn beauftragt, gut auf alle diese Torheiten zu achten und Swaantje einmal scharf ins Gewissen zu reden, denn Hermann war einer der wenigen Menschen, auf die Swaantje, die bei aller äußeren Nachgiebigkeit einen recht eigensinnigen Kopf hatte, noch am ehesten hörte.

So war die Mutter abgereist. Und wieder lag das Schweigen über den beiden Menschen, das Schweigen, das erst wie ein leises Singen durchs Zimmer ging,

als noch das Teegeschirr und das helle Tischzeug die Stube licht und behaglich machten. Das Schweigen, das aber zuletzt lauter redete als alle Worte.

Swaantje saß still in der Ecke des blauen Samtsofas geschmiegt. Eine atembeklemmende Angst umflatterte sie, die sie nie bis dahin gekannt. Was war das nur? Und wovor bangte ihr? Sie wurde erst wieder ruhig, als Hermann sich zu ihr in die andere Sofaecke setzte und nun die drolligsten und harmlosesten Geschichten aus seiner Studentenzeit erzählte, wie sie es so gern hatte. Und doch der Ton, mit dem er gefragt hatte, ob er sich zu ihr setzen dürfe, der Ton war es, in dem wieder jene dunkle Melodie klang.

Früher als sonst reichte sie dem Vetter die Hand zur Guten-Nacht. Es war, als wollte er ihre Hand nicht wieder freigeben, und so standen sie wortlos an dem runden Tisch, auf dessen dunkelblauer Decke der goldene Lichtkreis der Lampe zitterte. Durch die offene Flügeltür blitzten die harten Lichter des Parketts aus der Dämmerung des dunklen Zimmers, und weiß lehnte die Tür zu Hermanns Schlafzimmer in der braunen Dunkelheit. Auf Hermanns Gesicht lagen wieder die scharfen Schatten, die Swaantje schon einmal in jener Winternacht gesehen, und in merk-

würdigem Kontrast dazu klang plötzlich seine Stimme zu ihr, halblaut, sarkastisch und verbindlich zugleich: „Also, schlaf wohl, kleine Swaantje, die Mutter meinte ja, ich solle dich erst sicher zur Ruhe bringen und für dich sorgen, daß du keine Torheiten machst — aber du wirst schon alles recht machen, nicht wahr?“ —

Und dann stand Swaantje in ihrem Schlafzimmer, fremd schien es ihr und feindlich, und angstvoll flatterte ihr Herz, bis der trauliche Lichtschein der Kerze die Dunkelheit fortstieß. Da wandte sich Swaantje plötzlich zur Tür und drehte leise, aber sicher und fest den Schlüssel im Schloß einmal, zweimal. Warum sie dieses tat? Sie hätte es nicht gewußt, aber ein Wille, den sie selbst nicht kannte, zwang sie, so zu tun.

Hellgolden lag der Morgenschein auf den gelben Biedermeiermöbeln des Frühstückzimmers, die vielen alten, klugen Gesichter von Swaantjes Vorfahren sahen scharf aus ihren runden, blanken Rahmen auf den freundlichen Kaffeetisch mit seinem blauweißen Geschirr und dem roten Hagebuttenstrauß darauf. In fast übermütiger Lustigkeit saßen sich Hermann und Swaantje heute morgen gegenüber. Swaantje hatte ein weißes Kleid dem leuchtenden Tage zu Ehren angezogen, und Hermann hatte scherzend bei ihrem Ein-

tritt gerufen: „Wenn ich König wäre, müßten alle Mädchen weiße Kleider tragen! Aber wie wollen wir heute den schönen Tag totschlagen, irgend etwas Ausgefallenes muß es schon sein, denn für umsonst hat ihn der Herrgott nicht so blank poliert.“

Und in der hellen, heißen Mittags-Unterstunde gingen die zwei schon eilig durch die lauten Altstadtstraßen, dann über die sonnige, von Kindern durchlärmte Vorstadt und atmeten auf, als die goldenen Birkenreihen sich über ihren Weg hinüber und herüber neigten. Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte Swaantje den beglückenden Rhythmus eines gleichschreitenden Ganges neben sich, und so versunken gingen beide in die Melodie ihrer Schritte durch den blauen und goldenen Tag, daß keine Hin- und Widerrede zwischen ihnen laut wurde. Nur einmal ein hell aufspringendes Lachen über Dinge, die sonst ganz nebensächlich und unbeachtet geblieben wären. Wie Kinder hatten sie sich an den Händen gefaßt und schritten die lange Heerstraße hinunter, so leicht, so froh war Swaantje noch nie gewandert. Und das Lachen blieb bei ihnen, als sie am Strohkruge am Steintisch saßen, und die Linde ihnen einen goldenen Gruß nach dem andern auf das bunte Tischtuch warf.

Als die Schatten ein wenig länger wurden, und die Sonnenstrahlen breit und schräg über dem Walde lagen, bogen sie in den stillen Feldweg ein, der zwischen Weiden und Brombeergerank hinterm Strohkrug her durch Wiese und Feld zum Burgwall führt. Schon einmal im Abenddunkel waren sie dort gewesen und hatten kaum Zeit dazu, den uralten, geheimnisvollen Erdbau zu ersteigen. Heute wollten sie die blaue Stunde, die Uhlenflucht, dort zubringen. Schon lag das Abendgold zwischen den roten Fuhrenstämmen, als sie durch den hellen Wiesengrund und über die Brücke, die über das schwarze Wasser des Wallgrabens führt, daherkamen.

Eine Weile stand Swaantje allein an der grauen Holzbrücke, eine Wildfährte hatte Hermanns Jägerauge gefesselt, und sie war froh, als seine schlanke, ebenmäßige Gestalt wieder an der Wegbiegung auftauchte. Sie wollte ihn mit frohem Ruf begrüßen, er aber legte schnell die Finger auf die Lippen und sagte leise: „Nicht laut sprechen, es ist, als ob wir sonst jemand wecken.“ So gingen sie leise, fast scheu um den alten Wallbau bis zu der Stelle, wo eine tiefe Einfahrt zwischen mannshohem Farnkraut und fast versponnen von dornigem Brombeergerank in das

Innere führte. Die blauen und roten Früchte an den langen Ranken strickten sich um ihre Füße, braune und gelbe Pilze breiteten ihre Schirme unterm Gestrüpp, und weiß lag der ausgescharrte Sand der Fuchslöcher auf dem braunen Nadelwerk.

Unter einer breitschirmigen Fuhre hatte sich Swaantje zur Erde gleiten lassen, den Rücken an den Stamm gelehnt, die Hände still im Schoß liegend. Den Kopf hatte sie gegen die Sonne gewandt, die rot und tief über den Wiesen stand. Halb hinter ihr, an eine Fuhre gelehnt, saß Hermann, er hatte den Hut neben sich ins Moos gelegt, den Kopf in die Hände gestützt, und als Swaantje sich zu ihm wandte, blitzte hell und fremd der goldene Reif an seiner rechten Hand. Swaantje wandte den Kopf; drei weiße Birken standen weit hinter den Wiesen vor einer dunkelblauen Fuhrenwand, und es war Swaantje, als ob sie Wesen und Leben annahmen. Wie verlassene Kinder standen sie da, allein und kalt. Und in diesen Birkentraum hinein klang des Mannes Stimme, halblaut und dunkel und so weh und schwer, daß Swaantje wie gebannt vor Schmerz sich nicht regen konnte. „Ich muß es dir sagen, einmal muß ich es dir sagen, ich weiß, daß es die größte Torheit ist, aber ich kann nicht

anders, ich habe dich ja so lieb, so lieb, meine Swaantje. Als du unten durch die Wiesenblumen vor mir hergingst, da stand mein Wille auf, hart und herrisch: Sage ihr nichts, küsse sie, bis sie dein wird, sie wird dein werden, wenn du sie küßt! Aber ich kann es nicht, nur wenn du freiwillig zu mir kommst, dann will ich dich küssen."

Ein jähes, heißes Glücksgefühl loderte in Swaantje auf, so weiß und grell, wie ein Blitz der Mainacht Blüte weckt. Aber sie wandte den Kopf nicht, ihr Auge hing an den weißen Birken dahinten weit unter der rotglühenden Sonne, am Saume des blauen Waldes. Und dann, schneller wie Gedanken fliegen, kam auch das trostlose, schwarze Dunkel, das in einer Gewitternacht nur noch lastender über den Gärten liegt, nachdem die Helligkeit des Blitzes ihre Blüten weckte — so glitten über ihre Lippen tonlos nur die zwei Worte: „Und Grete?" „Von Grete kann ich nicht lassen und nicht von dem Jungen, und ich weiß, daß du das sagen mußt und weiß, wie hoffnungslos ich hier neben dir sitze, und wie leer meine Hände sind." Da wandte Swaantje zum erstenmal ihr Gesicht zu ihm und sah die tiefen Schatten auf seinem Antlitz, die harten Falten um seinen Mund, und sie sah auf die

schönen, männlichen Hände, die so still und leer auf seinen Knien lagen. Ein wildes, übermächtiges Wollen sprang in ihr auf: hin zu ihm, küsse ihn, nie im Leben kommen dir die Seligkeiten dieser blauen Stunde wieder! Aber schneller als Gedanken fliegen, stand das Erinnern an ihre Liebe oder doch dessen, was sie dafür gehalten — jahrelang —, hinter ihr. Und ob sie auch unwillig sich abwandte, wie ein lichter, sanfter Bote stand es vor ihr. Und so kam es, daß Swaantje müde den Kopf sinken ließ, und nun kein Laut mehr war als der Flügelschlag eines Abendfalters oder das leise Fallen eines welken Blattes von Ast zu Ast bis nieder auf den Waldboden.

Eine müde, wunschlose, graue Dämmerung kroch heran, fortgewischt war das goldene Leuchten und das purpurne Glühen. Wie lange sie so beieinander gesessen, jedes in seine Gedanken verstrickt, hoffnungslos wie in einem Netz — schließlich kam wieder des Mannes Stimme tief und weich und unendlich zärtlich zu dem Mädchen herüber: „Komm, Swaantje, die Nebel kommen, siehst du, da tanzen sie über den Wiesen, komm, wir müssen gehen, sonst wirst du dich erkälten, und dann bekommen wir Schelte von der Mutter!“ Er hob sie sanft an den Händen vom

Boden auf und zog ihr leise und behutsam den leichten Mantel über die Schultern, es war, als ob er noch in diesem Augenblick die Arme um sie legen wollte, aber da trat er auch schon zurück, zog nur leicht ihre Hand durch seinen Arm, und dann stiegen sie durch den schmalen, tiefen Einschnitt des Walles wieder herab auf den sandigen Feldweg, der zwischen Hecken und Wiesen bis hin zum Dorfe läuft.

Aber es war ein anderes Wandern als in den lichtblauen Nachmittagsstunden, dicht nebeneinander, und doch die Hände und Arme nur lose verschränkt, als könnten sie lauter reden als ihre Lippen. Noch immer standen die drei Birken schmal und weiß vor der schwarzen Waldwand. Aber schon strichen die Fledermäuse durch die Dämmerung, und der erste Eulenruf kam vom Dorfe herüber.

Da begann Hermann zu sprechen, langsam erst, und dann als ob ein lang zurückgehaltenes Wasser Wehr und Damm zerreißt. Von seiner Liebe sprach er. Von den sieben langen Jahren, die er um Swaantje gerungen und gelitten, von all der Not, die er mit eiserner Faust herabgedrückt und unter die Füße getreten. Sieben lange Jahre hatte jeder Gedanke nur ihr, nur ihr gegolten. Von dem Augenblick an, als sie in der

Klosterzelle der Zisterzienserin zum ersten Male allein sich Aug' in Auge gesehen. Alle die Jahre, wo er von ihrem Blick, von ihrem Sein und Wesen nur Kraft und Mut zum Weiterleben genommen. Wohl liebte er Grete heiß und glühend, aber Swaantje war der Schlag seines Herzens, war seiner Seele Seele. Wie träumend hörte Swaantje ihm zu und hörte doch mehr noch auf jene Melodie, die in ihrem eigenen Herzen klang und sang; die Melodie, zu der sie eben noch auf der Wallburg Sinn und Worte zu finden geglaubt hatte, und die nun wieder verweht waren. Dazwischen hinein kam auch wie ein eiliges, böses Hündlein ein leiser Zweifel, der sich nicht fortscheuchen ließ: wie sie, das törichte, verträumte Mädchen dem bedeutenden Manne so ein und alles gewesen sei! Und er, der in ihrer Seele las wie in einem klaren Buche, wußte auch hier die Antwort. Swaantje mußte glauben, mußte es. Denn selbst die geringfügigsten Kleinigkeiten: die Farbe des Kleides, das Swaantje damals getragen, Worte, die ihr längst entfallen, Scherze, die sie einst in übermütigen Stunden getauscht und auch der Vetternkuß in der Schneenacht, der doch kein Vetternkuß gewesen, all das nahm Hermann wie aus einem kostbaren Reliquienschrein, und seine liebende

Erinnerung gab all dem Gewesenen Blüte und Leben zurück.

In dieser Nacht brannten zwei Lichter tief herab. Swaantje lag mit schmerzverzogenen Zügen auf ihrem Bett, mit schwerem Nervenschmerz kämpfend, und in dem kleinen weißen Gastzimmer jenseits des Saales schien das Licht auf ein Blatt, darauf stand das tiefste und reinste Lied des Dichters: „Das ferne Land".*

Das ferne Land.

Und das ist offenbar:
Ich weiß ein Land, in dem ich niemals war,
Da fließt ein Wasser, das ist silberklar,
Da blühen Blumen, deren Duft ist rein
Und ihre Farben sind so zart und fein,
So zart und fein, wie sonst am Himmel nur
Der Abendröte allerletzte Spur
An hellen Abenden im jungen Mai
Beim allerersten fernen Eulenschrei,

Auch singt ein Vogel in dem fernen Land,
Er singt ein Lied, das ist mir unbekannt;
Ich hört' es nie und weiß doch, wie es klingt,

* Erschienen in „Mein blaues Buch" (Ad. Sponholtz Verlag, G. m. b. H., Hannover).

Und weiß es auch, was mir der Vogel singt:
Das Leben singt er und er singt den Tod,
Die höchste Wonne und die tiefste Not,
Jedwede Lust und jeglich Herzeleid,
Die Lust der Zeit, das Weh der Ewigkeit,

Ich kenn' das Land und weiß nicht, wo es liegt,
Und weiß es nicht, wohin der Vogel fliegt,
Ich hörte von dem Bach das Rauschen kaum,
Der Blumen Duft empfand ich nur im Traum,
Im Traum nur sind sie einstmals mir erblüht,
Im Traum nur hörte ich des Vogels Lied,
Das Lied vom Leben und das Lied vom Tod,
Das Lied der Wonne und das Lied der Not;

Erreiche ich das ferne, fremde Land,
Dann blüht das Lebensmal in meiner Hand;
Wenn nicht, dann sang der Vogel mir den Tod
Sang mir ein Leben, bitter und voll Not.
Du weißt den Weg zu jenem Land; sag: ja!
Dann ist das ferne fremde Land so nah,
Dann singt der Vogel nimmermehr von Tod
Und Not, dann blühen alle Blumen rot,
So rot, so rosenrot.



Ein fröhliches Klopfen weckte Swaantje am andern Morgen aus ihrem festen Schlaf, der sich doch immer nach den langen, qualvollen Stunden schließlich einstellte. Und ganz so wie sonst erzählte Hermann, der nebenan im blauen Zimmer am Frühstückstisch auf sie wartete, durch die geschlossene Tür von den Neuigkeiten, die die Post für ihn gebracht, als Wichtigstes, daß er einen Ruf nach Kairo als Berichterstatter einer großen Zeitung erhalten. Ägypten! Das Wort war ihnen beiden ein Zauberstab, der alles Persönliche fortwischte und die riesenhaften, ruhevollen Formen dieser einzigartigen Kultur vor sie hinstellte. So machte Hermann diesen Morgen leicht und selbstverständlich für Swaantje.

Die Morgensonne hatte die Abendschatten verscheucht und wies mit tausend Strahlenfingern hinaus in einen goldenen, lichten Herbsttag. So wanderten die zwei noch einmal miteinander über die Heide, den Fluß entlang und den heimlichen Weg am Waldrand, der weiter am Fluß wieder stadtwärts führt. Eine glückhafte Ruhe lag über Swaantje, nur nicht denken, nur immer weiter im weißen Nachmittagslicht nebeneinander herschreiten, aber da wurden auch schon die Häuser der Stadt nahe, und aus dem Menschengewühl

des Bahnhofs hob sich die wohlbekannte Gestalt des Bruders, sein brauner Jagdhund sprang immer wieder an Swaantje in die Höhe, die beiden Herren schüttelten sich die Hände, und in ruhigem Geplauder saß man dann an Mutters Teetisch. —

Da fiel wie ein wildes Tier der Schmerz plötzlich wieder über Swaantje her, und in der Nacht wuchs die Qual seelisch und körperlich, daß sie wie gekreuzigt dalag. Endlich, endlich kroch der graue Morgen über die roten, spitzen Giebeldächer, und den Kopf auf die Seite gelehnt, halb sitzend in ihren Kissen, fand Swaantje endlich Ruhe. So sah sie Hermann, der, von der Mutter begleitet, an ihr Bett trat. Swaantje schlug langsam die Augen auf und versuchte, ihn anzulächeln. Er schob sich einen Stuhl an ihr Bett und begann mit leisen, aber festen Strichen die schmerzenden Schläfen zu streichen, dabei redete er halblaut, wie man zu einem kranken Kinde redet, wie schön alles werden sollte, wie Swaantje lange bei ihnen in der kleinen Residenz bleiben werde, die Mutter hätte schon die Erlaubnis gegeben, ein berühmter Nervenarzt sollte die Behandlung durchführen, dann würde Swaantje wieder ganz gesund. Unter seinen ruhigen, guten Worten kam der Schlummer wieder über Swaantje,

wie eine dünne, graue Decke lag er über ihr, einen leichten Kuß glaubte sie auf ihrer Stirn zu fühlen — dann schloß sich geräuschlos hinter Hermann die Tür.

Plötzlich fuhr Swaantje zitternd in die Höhe, denn obwohl gedämpft, so doch unverkennbar in ihrer Heftigkeit mischten sich nebenan im blauen Zimmer der Mutter und des Vetters Stimmen ineinander. Bittre Vorwürfe flogen wie harte Steine der Mutter vor die Füße, daß sie ihr Kind in egoistischer Weise knechte und bevormunde, hart und unrecht waren sie einer Mutter gegenüber, die nur für ihre Kinder lebte und schaffte. Dann hörte Swaantje laut und heftig die Vorsaaltür zuschlagen, der Vetter war gegangen.

Am Spätnachmittag meldete eine Eilnachricht, daß er in der Hauptstadt bei einem Freunde schwer krank daniederliege. Zugleich wurden zwei Bücher für Swaantje geschickt, die Hermann besonders liebte, und die er für sie noch vor seiner fluchtartigen Abreise bestellt hatte: Eduards Traum und die Schmetterlinge von Wilhelm Busch. Es war, als ob die Wut der Schmerzen sich an diesem Tage ausgetobt, und es kamen nun gleichförmige graue Oktobertage, die, in leise, rauschende Regenschleier gehüllt, durch Swaantjes Leben glitten mit leeren Händen, ohne Brief, ohne

Nachricht von dem Vetter. Die aufgeschlagenen Bücher auf Swaantjes Schreibtisch lagen noch so, wie Hermann sie hingelegt, nur die Blättchen aus dem Papierkorb, auf denen die ersten Klänge jenes tiefen Liedes standen, glättete Swaantje mit leisen Händen und barg sie in dem schwarzen Kästchen, dessen Heimlichkeit nur ihr gehörte.

Dann klang eines Nachmittags plötzlich eine helle Stimme in dies Stilleben hinein; Grete war gekommen, um Swaantje zu holen, als den einzigen Menschen, der noch Einfluß auf Hermann hatte. Nach seiner Rückkehr aus der Hauptstadt, wo er drei Tage fast besinnungslos gelegen, war Hermann noch nicht wieder zu klarer Vernunft gekommen, hatte weder arbeiten noch denken können — nur immer geweint, nur immer nach Swaantje verlangt. Ein Brief Hermanns glitt in ihre Hand. Ihm wäre, als ob Jahre zwischen der blauen Stunde auf dem Ringwall und diesen grauen Oktobertagen lägen. Als ob die schwere Not der langen Jahre: die furchtbare Überarbeitung in seinem Beruf, und daneben das zweite Leben, das sein Gehirn führte, das Hunderte von Stoffen in Form gießt, ohne daß es möglich ist, sie in bewußte Tat umzusetzen, ihn krank gemacht hätten, an Leib und

Seele krank. Aber, ohne daß er es hindern könnte, und sowie die Heide ihn umgäbe, finge sein Kopf an, Stoff über Stoff aus der Landschaft herauszuholen. Und doch fühle er, daß der Anfang einer neuen Epoche für ihn gekommen sei, die drei Lieder, die er dort geschrieben, besonders aber das Rosenlied, seien ganz Gefühl und Musik.

Rose im Schnee.*

Rose weiß, Rose rot,
Wie süß ist doch dein Mund,
Rose rot, Rose weiß,
Dein denk' ich alle Stund,
Alle Stund bei Tag und Nacht,
Daß dein Mund mir zugelacht,
Dein roter Mund.

Ein Vogel sang im Lindenbaum
Ein süßes Lied er sang,
Rose weiß, Rose rot,
Das Herz im Leib mir sprang,
Sprang vor Freude hin und her,
Als ob dein Lachen bei ihm wär'
Mit seinem Klang.

---

* Erschienen in „Der kleine Rosengarten" (Eugen Diederichs Verlag in Jena).

Rose weiß, Rose rot,
Süße Blumenzier,
Ich glaube gar, es fiel ein Schnee,
Dein Herz ist nicht bei mir,
Nicht bei mir, geht andern Gang,
Falsches Lied der Vogel sang
Von mir und dir.

Wenn Swaantje hätte sterben müssen, wahr mußte sie sein, wahr gerade dieser Frau gegenüber. So begann sie leise, aber fest, Grete die ganze Not der vergangenen Tage zu schildern, verschwieg nichts und setzte nichts hinzu, mit reinem Herzen und reinen Händen wollte sie mit Grete gehen. Statt aller Antwort auf ihre Herzensnot kam aber nur Gretes Lachen zu ihr herüber, und als Swaantje ganz verwirrt aufsah, nahm Grete sie in den Arm, so wie man ein törichtes Kind zur Ruhe bringen will, das haltlosen Träumen nachjagt: Wie Swaantje sich nur einbilden könne, daß Hermann sie wirklich liebe! Das seien Künstler- und Dichterphantasien. Dichter müßten immer in solchen Zuständen leben, sonst könnten sie nicht schaffen. Es schade gar nicht, daß zwischen Hermann und Swaantje das alles geschehen sei. Ihr, Grete, wäre es schon recht, daß augenblicklich gerade

Swaantje die Auserkorene sei, denn auf Swaantje könnte sie sich ja verlassen.

Nein, Swaantje sollte nur ruhig kommen und sich selbst von ihrer törichten Einbildung überzeugen, aber bis dahin sollte sie ihr Bild Grete mitgeben als Gruß für Hermann.

Und so schlich sich Swaantje tief beschämt an ihren Schreibtisch, nahm ein halbgroßes Bild, das in dem weißen, schlichten Kleide, das Hals und Arme frei läßt, schrieb ihren Namen darauf und versprach, sobald als möglich zu kommen. Vorerst wollte sie der Bruder noch mit nach der Universitätsstadt nehmen. Er hoffte viel von dem freundlichen Leben in seiner hübschen Villa für Swaantjes so bedrückten Gemütszustand, der seitens der Familie auf die entsetzlichen Nervenschmerzen geschoben wurde.

Nach einigen Tagen kam wieder eine eigenhändige Nachricht von Hermann. Ihm, der keinen Notenschlüssel von einer Sinfonie unterscheiden konnte, wie er selbst sagte, war eine Melodie zu dem Rosenliede, das ihn immer wieder beschäftigte, in den Sinn gekommen, die selbst den bedeutenden Musiker, der seit Wochen Gast am fürstlichen Hofe war, und der so oft er nur konnte, ihn auf den langen Wanderungen be-

gleitete, ganz überrascht aufhorchen ließ. Er hatte geglaubt, ein mittelalterliches Volkslied zu hören, so restlos hatten Wort und Ton sich verbunden.

Einige Tage später eine Bitte, Swaantje möge möglichst schnell alle einschlägige Literatur, die den Dreißigjährigen Krieg behandle, wie er sich in der Heide abgespielt habe, aus der alten Ministerial-Bibliothek heraussuchen und, falls dort nichts vorhanden, an der Georgia Augusta die nötigen Schritte tun. Ein gewaltiger Romanstoff begann greifbare Gestalt anzunehmen. Die Heide zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, die Not der Bauern und endlich ihre verzweiflungsvolle Selbsthilfe unter ihrem Anführer Harm Wulf. Das erste Kapitel und eins der letzten „Der Sturm der Schweden auf die Wallburg" waren in wenigen Tagen fertig geworden, nun lagen der strenge Wissenschaftler und der freie Dichter in Zwiespalt, und die so kühn und rasch begonnene Arbeit drohte ins Stocken zu geraten. Fast das ganze Anfangskapitel des Wehrwolfs war in diesem Brief enthalten: Wie es im Anfang wüst und leer ist auf der Heide, Adler und Uhu das große Wort führen, und Wolf und Bär die Herren im Lande sind — bis zum Schluß dieses Kapitels der junge fröhliche Wulfs-

bauer auf seiner Fahrt zur Stadt von einer Rotte Geißelbrüder eingeholt wird, die mit ihrem Bußliede ihm die jungen Pferde scheu machen — der Auftakt zu der furchtbaren Kriegs- und Notmelodie, die dem ganzen Buche jenen herzerschütternden Ton gibt.

Allein alles Forschen nach einschlägiger Literatur in der Ministerial-Bibliothek war erfolglos, und so reiste Swaantje an einem der letzten Oktobertage nach Göttingen. Doch ehe sie abreiste, geschah noch etwas, äußerlich so geringfügig, und doch Swaantjes Leben umbiegend bis ins Innerste. Auf dem breiten, menschenleeren Wege am Schloß entlanggehend, erkannte Swaantje plötzlich in der hohen Gestalt, die ihr entgegenkam, den Mann, dem ihre Gedanken seit Jahren gegolten. Aber da war weder Sehnsucht, noch die Stimme des Herzens, die nach ihm rief; staunend, erschrocken beobachtete Swaantje sich selbst, aber nicht eine Regung mehr sprach in ihr für den Mann. Swaantje stand am Grabe der Liebe, die eigentlich nie die Liebe des Weibes gewesen, sondern nur die Verherrlichung einer Idealgestalt, die sich ihr zärtliches Gemüt selbst gebildet. So klar und bestimmt sie dies erkannte, so klar und fest stand auch in ihr der Entschluß auf, Grete sofort die Wahrheit mitzuteilen, d i e

Wahrheit, die gleichzeitig wie ein Blitz ihr Inneres erleuchtet: „ich liebe nur Hermann, nur ihn allein, meine andere Liebe ist tot.“ Sollte Swaantje auch dann noch kommen, so wußte Grete ja, was sie damit tat, heimlichen Verrat wollte Swaantje nicht in das Haus ihrer Base bringen. So schrieb sie noch am gleichen Tage einen Brief an Grete.

Die Antwort erreichte sie sehr bald. Swaantje fühlte förmlich zwischen den Zeilen das spottende Lächeln — Swaantje solle ruhig kommen, es wäre schon so, wie Grete ihr neulich gesagt — eine Dichterliebe, die bald genug verflogen sei. Swaantje habe sich nun glücklich auch in einen ähnlichen Zustand hineinphantasiert, der lediglich auf Selbsthypnose beruhe. Swaantje solle nur möglichst harmlos und unbefangen sein wie sonst, dann würde alles schon zurechtkommen. Und im Vertrauen auf Gretes Wort und in tiefer Beschämung, daß sie ihr eigenstes Seelenleben so bloßgestellt, fuhr Swaantje im Anfang des November nach der kleinen Residenz zu Hermann und Grete. Kalt und grau lag der Nebel über den öden Feldern, und wie schwere, schwarze Gedanken flogen die Krähen darüber hin.

Ganz so sorglos, wie Grete es geschildert, waren

die Zustände dort doch nicht. In das sonst so übermütige, lachende Frauengesicht hatten Bitterkeit, Angst und Sorge harte Züge eingegraben. Schwere Tage lagen hinter ihr. Ein neuer Anfall von Melancholie hatte Hermann erfaßt, und in dieser Umnachtung hatte er sein fast vollendetes, einzigartiges Werk über die Fauna der Provinz Hannover in lauter kleine Stücke geschnitten, so klein, daß keine noch so geduldige Sammelarbeit sie wieder zusammenfügen würde. Die Arbeit eines Jahrzehnts war in wenig Stunden zerstückt.

So ging Swaantje dann in großer Angst hinter Grete die Treppe hinauf ins Arbeitszimmer. Am liebsten hätte sie laut aufgeschrien bei dem Anblick, der sich ihr bot. Inmitten eines großen Papierhaufens saß Hermann, halb angekleidet, die Papierschere und ein Blatt Manuskript entsanken seinen Händen, als Swaantje plötzlich in der leise geöffneten Tür stand. Müde wandte er ihr sein Gesicht zu, zerrissen war es von einem solchen Schmerz, daß Swaantje die Zähne zusammenbeißen mußte, um nicht in Tränen auszubrechen. „Das ist schön, daß du uns besuchen willst, liebe Swaantje, entschuldige, ich war nicht auf solch schönen Besuch vorbereitet,“ und

dabei versuchte seine zitternde Hand das Nachthemd am Halse zu ordnen. Swaantje hatte sacht die Hand auf seinen Arm gelegt und begann nun ruhig und zärtlich zu erzählen; von der drolligen kleinen Nichte, von dem braunen Jagdhund, der als Kindermädchen angestellt sei, von den Erlebnissen an den Bibliotheken — und als Grete nach einer halben Stunde zum Essen rief, ging Hermann ruhig und selbstverständlich mit hinunter ins Eßzimmer. Und wenn auch im Grunde ihrer Herzen die Angst zitterte und die flackernden Augen des Mannes wie gescheucht hin und her glitten, ein leises Behagen lag doch wieder zum ersten Male über dem Raum, auf dessen Farbensymphonie von Weinrot und Grün das weiche Licht einer farbigen Ampel lag.

Später am Abend standen Grete und Swaantje in dem großen Gastzimmer des Hauses, das nun Swaantje beherbergen sollte. Es war dies Hermanns früheres Arbeitszimmer, das er jetzt mit einem kleinen Südzimmer vertauscht hatte. Und waren dieselben Wände, die einst Swaantjes Herzensbeichte hörten. Nun war alle Wohnlichkeit aus dem weiten Raum verschwunden, die riesigen Mahagoni-Betten, die hohen Spiegel und der mächtige, bücherbeladene Tisch vor

dem breiten Fenster konnten an diesem fröstelnden, naßdunklen Abend kein Behagen geben. Den Betten gegenüber führte eine Tür in Hermanns Schlafzimmer. Gretes Zimmer lag dem Gastzimmer gegenüber auf der Sonnenseite des Hauses. Swaantje kniete vor ihrem Koffer, um das neue Bilderbuch für ihren Patenjungen, Hermanns und Gretes einziges Kind, herauszupacken, als Grete sie leise an die Tür von Hermanns Schlafzimmer zog und mit einem eigentümlichen Flackern in der Stimme Swaantje gebot, den Schlüssel selbst herumzudrehen zum festen Verschluß. Swaantje gehorchte stumm. Aufatmend zog Grete das Mädchen neben sich auf die Bettkante nieder: Hermann hätte ihr morgens schon höhnend vorgeworfen, den Schlüssel würde sie wohl heimlich verschwinden lassen, soviel Vertrauen würde sie Hermann und Swaantje sicher nicht entgegenbringen. Und deshalb mußte es Swaantjes Hand gewesen sein, die den Schlüssel im Schloß herumgedreht. Swaantje saß wie betäubt. Die Furchtbarkeit der Gefahr, in der sie stand, empfand sie kaum, nur das dumpfe Gefühl, Elementargewalten gegenüberzustehen, die sie nie gekannt, ließ ihre Seele erzittern. Dann aber raffte sie sich gewaltsam auf, und gewöhnt, immer und

überall sich zu beherrschen, nahm sie ihre Kleider aus dem Koffer, räumte ihre Sachen in die Truhe und brachte dann auf Gretes Geheiß ihren weichen, braunen Reisemantel und das grüne Tuchkleid in Hermanns geräumigen Schrank unter, der fast die ganze Breite des Vorsaals einnahm. — Die ganze Nacht lag ein heller Lichtstreifen auf Swaantjes Schwelle, und wenn sie aus unruhigem Schlaf aufschreckte, hörte sie das leise Rascheln der umgeblätterten Seiten oder das feine Klirren der Lichtschere auf der Schale des Leuchters. Erst als das späte Frührot des Novembertages über die Berge kam, erlosch das Licht jenseits der Tür, und auch auf Swaantje legte sich schwer und fest wie eine Eisenfaust der Morgenschlaf.

Aber die Tage, die solchen Nächten folgten, wurden immer reicher und schöner. Nach und nach verschwand Hermanns Melancholie. Auf stundenweiten Wanderungen durch die Frische des Herbstwaldes redete er sich die lastenden, werdenden Romanprobleme von der Seele. Mit leuchtenden Augen, in völliger Selbstvergessenheit ging Swaantje neben ihm her. Ihre Seele verwob sich in seine Gedanken. Und kamen sie heim, müde von Kälte und Wandern, dann bettete sich Swaantje auf das Ruhebett, das Hermanns Schreib-

tisch — dem alten viereckigen Bauerntisch mit den schweren Kugelfüßen — gegenüber in der Wandnische stand. In ihrem losen, dunkelbraunen Hauskleide, das Hermann so sehr an ihr liebte, lag sie da, sorglos und vertrauend wie ein Kind im Vaterarm schlief sie ein, fest und traumlos.

Oft, wenn sie dann erwachte, saß Hermann zu ihren Füßen, hatte sich den binsengeflochtenen Backenstuhl neben das Ruhebett geschoben und saß ganz still, die Hände fest ineinandergelegt, mit dunklen Augen auf sie herabblickend. Sah sie dann lächelnd zu ihm auf, so strich er wohl mit scheuer Zärtlichkeit über ihre Schläfe, ging dann schnell zum Schreibtisch, und alles was draußen im Walde im Zwiegespräch Leben und Gestalt gewonnen hatte, fügte sich nun unter seiner raschen Hand und unter der zwingenden Notwendigkeit der visionären, inneren Erlebnisse zu einem neuen Teil des Wehrwolfs, dessen Strenge und Süße, Herbheit und Sehnsucht der Ausdruck ihrer Seelen war. Und andere Stunden kamen voll trauter Zusammenarbeit, draußen lag Frühschnee, sein weißes Licht machte das kleine Südzimmer mit den schlichten Bauernsachen, den bunten Bildern an den getünchten Wänden und den Gehörnen an den Türpfosten nur

noch lichter und traulicher. Stunden, in denen sich Swaantje in alte Folianten vertiefte, um Studien für Hermanns Liebling im Wehrwolf, den Prediger Puttfarken, zu machen; alte Gebetbücher mußten durchblättert werden, bis schließlich das spangenbeschlagene Bauerngesangbuch — Swaantjes Großvater hatte es gehört — den Ausschlag gab.

Und doch, je mehr die Nächte hüben und drüben der Lichtschein auf der Schwelle lag, um so dunkler wurden Hermanns Augen. Swaantje fühlte, daß eine Entscheidung kommen mußte; w i e, das wußte sie nicht. Aus dem qualvollen Wirrwarr ihres Empfindens stach nur immer die eine Melodie klar und grell heraus: „Nicht wortbrüchig werden!“ Du hast Grete dein Ehrenwort gegeben, Hermann nie zu sagen, daß du ihn liebst. Denn in einer Dämmerstunde, als die Glut, die Hermann verzehrte, wie ein brennendes Feuer auch in Swaantjes Herzen brannte, hatte sie Grete angefleht: „Darf ich ihm sagen, daß ich ihn liebe, vielleicht wird er dann ruhiger!“ Nun klang noch immer in ihren Ohren das Lachen, das Grete für sie gehabt, und dazu die kurze bündige Forderung ihres Wortes, es niemals Hermann sagen zu wollen. Mit ihrem Wort hatte sie sich gebunden.

Treue war für Swaantje ebenso selbstverständlich wie die Luft zum Atmen — und Frau Grete kannte ihre Swaantje nur zu gut.

Und es kamen Stunden, wo sie mit bebendem Herzen Tränenspuren sah, es war, als habe jemand sein tränennasses Gesicht in die Falten ihres Mantels gedrückt, der neben Hermanns Sachen in dem großen Flurschrank hing — als habe jemand dort lange geweint, lautlos, hilflos. Und wieder andere Stunden kamen, Stunden des erbittertsten Kampfes bis auf Leben und Tod. Für ihre Liebe kämpften sie und gegen ihre Liebe. Der Herrenmensch, dem nie ein Wille entgegengetreten war, sah sich dem sanften, aber unbeugsamen Willen Swaantjes machtlos gegenübergestellt; sie gab sich lächelnd ganz in seine Hand, seiner Liebe vertrauend, die stärker sein mußte als seine Sinne. Und dies Vertrauen konnte er nicht täuschen. An der Reinheit ihrer Liebe zerbrachen schließlich alle Waffen, und wehr- und hilflos sahen sie einander in die Augen, denn Swaantjes übermächtige Liebe zu ihm durchsonnte ihr ganzes Wesen, und ob auch ihr Mund mit tausend Eiden versiegelt war, die Augen redeten lauter, als die zärtlichsten Worte es vermocht hätten.

Es war, als ob ihre Seele die Körperlichkeit überstrahlte, auch in den totenstillen, schweren, dunklen Nächten, die über dem Hause lagen, stumm und doch mit wachen Augen spähend, irrten Swaantjes Gedanken nie ab. Sie hätte ruhig ihren Kopf in Hermanns Arm betten können, wie er sie täglich anflehte, ein unsichtbares Gitter von der Reinheit ihres Wollens wäre doch um sie her gewesen. Denn so laut jene dunkle, süße Melodie auch in ihrem Herzen klang, Sinn und Worte hatte sie immer noch nicht gefunden. Es kamen wohl Augenblicke, die wie Blitze ihr Strahlen der Erkenntnis zuschleuderten, aber dann stand wie ein lichter Bote ihr altes Kinder-Abendlied vor ihrem Bett: „Breit aus die Flügel beide!“ Und dies Kinderlied hielt Swaantjes Seele in festen, treuen Händen, daß sie klar in ihrem Wollen und treu sich selber blieb.

Denn so verträumt ihr Wesen auch war, unerbittlicher Wahrheit konnte sie wach und gerade in die Augen sehen, so wußte sie auch mit grausamer Schärfe, gab sie sich Hermann wirklich zu eigen, wie sein übermächtiger Wille und seine heiße Liebe es von ihr forderten, mit schier übermenschlicher Gewalt — dann wäre sie nicht mehr die gewesen, die Hermann liebte,

nein, eine von den vielen, eine von denen, die eine Episode in seinem Leben bedeuteten. Sein Glaube an die Reinheit der Frau wäre damit für immer zerbrochen. Und gerade dieser Glaube mußte ihm erhalten werden, seinetwegen mußte sie leiden. Was lag denn schließlich an ihr? Sie selbst kam ja kaum in Betracht, aber das, was riesengroß vor ihr stand, war das Unrecht: „Du sollst nicht ehebrechen!“ Durch kein Schönreden ließ sich dies Gebot wegleugnen oder ummänteln. Und dann das andere Bibelwort: „Und nähme doch Schaden an seiner Seele!“ Es lag ein Leben vor ihr randvoll von Seligkeiten, wie es kaum für ein Menschenkind zu ertragen war, eins sein mit dem geliebtesten Menschen, selbst die Geistesschwingen in seiner Sphäre regen zu dürfen, mitschaffen dürfen an Ewigkeitswerten!

Ja, das war das Unheilig-heilige, das Lockende, da war die Grenze zwischen Gut und Böse, zwischen Sein und Nichtsein nicht mehr klar zu erkennen. „Du bist es unserm Volke schuldig, Swaantje, daß du zu mir kommst; mit dir, durch dich werde ich schaffen, was noch kein Mensch zuvor geleistet hat, durch dich nur kann ich Unsterbliches schaffen. Ich kann nicht leben ohne dich, mein ganzes Schaffen, mein Werden und

Vollbringen liegt in deinen Händen, versag dich mir, wenn du kannst. Bedenke aber auch, was du damit tust. Du hast beide Hände voll, und hier stehe ich und bettle, daß du einmal, einmal nur deinen Kopf auf meinen Arm bettest — aber freiwillig sollst du kommen, ganz allein, mit offenen Händen und willigen Armen, denke nicht an uns, Swaantje, denke an dein Volk!"

Das war das Bitterste. Und sie wußte, daß es kein Selbstbetrug sein konnte. Der Wehrwolf, der bis auf das Schlußkapitel in den wenigen Wochen fertig geworden, das fühlte sie, war eines der größten Werke, die Niedersachsen überhaupt hervorgebracht. Ihr geistiger Anteil an ihm war nicht zu verkennen, überall war zwischen den Zeilen der Einfluß ihres ganzen Wesens zu lesen, wie denn auch die Herzensfrau des Harm Wulf Zug um Zug die Art von Swaantjes Wesen an sich trug. Und doch — — „Was hülfe es dem Menschen — — — und nähme doch Schaden an seiner Seele." Dann versank die ganze Welt, *seine* Welt, todeinsam lag Swaantje auf ihrem Bett in der eisigen Dunkelheit, nur der Lichtstreif auf der Schwelle, ein leises, feines Rascheln wie von umgewandten Seiten, ein unruhiges Hin und Herwenden der Kissen,

ein leises Stöhnen — — — — und hätte nicht doch das alte liebe Kinderlied Swaantjes Herz in starken, treuen Händen gehalten — die Tür, die schon längst nicht mehr verschlossen war, hätte sich doch leise geöffnet, und Swaantje hätte wirklich neben Hermanns Bett gestanden, so wie er es im Traum und Wachen vor sich sah, mit offenen Händen und willigen Armen. Aber die Tür öffnete sich nicht. Und der nächste Morgen lag grau und fahl auf überwachten Gesichtern, bis ein rascher, beschwerlicher Gang durch den verschneiten Bergwald oder angestrengte Arbeit am Schreibtisch die Schatten der Nächte verscheuchten.

Denn ungeachtet der Seelenqualen ging die ungeheure Arbeit ihren Gang. Das kaum Menschenmögliche, einen großen Roman in drei Wochen zu vollenden, war Tatsache geworden, und an einem Sonnabend war der letzte Federstrich getan. Am Sonnabend vor Totensonntag war es. Der nähere Freundeskreis aus der sehr exklusiven Hofgesellschaft hatte von dem rastlosen Arbeiten und dem großen Werk, das da im Entstehen war, gehört, und hin und wieder wagte es einer der nächsten, in die stille Gartenvilla einzudringen. Wider Erwarten war aber Hermann meistens zugänglich und weniger reizbar, als man ge-

fürchtet, und so waren es wunderschöne Abende unter dem traulichen Licht der grünen Eßzimmerampel und beim Kerzenschein im Arbeitszimmer. Hermann las dann meistens sein Lieblingskapitel, den Sturm der Schweden auf die Wallburg, rasch, eintönig, halblaut, einen kurzen, abgebrauchten Bleistift in der Hand, mit dem er in seiner hastigen Art während des Lesens änderte und strich. An solchen Abenden saß Swaantje neben ihm in einen hochlehnigen Backenstuhl geschmiegt, und in solchen Stunden versank alles um sie her: nur e r und d a s Werk, ihrer Seelen Werk, das war das Bleibende. Und das fühlte sie auch, das würde das Bleibende sein in ihrem ferneren Leben — auch wenn sie schon ganz alt und grau geworden.

Aber noch, noch waren sie beisammen, ja es sollte für den nächsten Tag, den letzten Sonntag im Kirchenjahr, etwas ganz besonders Schönes ausgedacht werden, um die Vollendung des Wehrwolfes zu feiern. Schließlich kam es darauf hinaus, daß Swaantje die Bauerntänze sehen sollte, die die Mädchen und Burschen in ihren herrlichen Trachten in den Dorfkrügen tanzten. So gingen Hermann und Swaantje am nächsten Morgen zu einem der kleinen Schenkwirte, um zu erkunden, wo heute getanzt werden würde.

Des ernsten Tages wegen aber blieb jede Musik verboten, und so mußte man sich bescheiden.

Dafür wurde eine Fahrt nach Stadthagen unternommen, einem verträumten Städtchen, das ganz verschneit zwischen den Bergen lag und mit seinen Giebeldächern, seinen winkligen Straßen sich wie aus einem Bilderbuche aufbaut. Ein prunkhaftes Barockmausoleum der fürstlichen Familie stand feierlich schweigend zwischen den kleinen, schiefen Häusern, und eine mächtig ragende Pfarrkirche hob ihr grünes Kupferdach gegen den fahlen Winterhimmel. Heimlich und traut aber war's in dem warmen Erkerwinkel der Ratsgaststube, nach Bratäpfel roch's, und eine weitbauchige Kaffeekanne und goldgeränderte Kuchenteller auf schneeigem Tischlaken lockten mächtig.

Ein feiner, kluger alter Herr war als Gast heut in der Tafelrunde der Drei. Froher als sonst und gleichmäßiger flog Rede und Antwort über den Tisch, und wieder kam das Träumen über Swaantje. Nur nicht wieder aufwachen zum Leben voll Kampf und Not, in diesem Erkerwinkelchen war sie geboren. Da draußen warteten Angst und Qual, wartete das Schlimmste, die selbstgewählte, selbstverschuldete Einsamkeit eines ganzen langen Lebens, auf sie. Pfeilgerade sprang ein

Gedanke in ihr auf, ein Gedanke, der drohend die Hände hob und sie gebietend ansah: „Du bist gegen alle wahrhaftig gewesen bis zur Selbstentäußerung; nur *er*, der um dich stirbt — siehst du denn nicht die grauen Schatten über seinem Gesicht — nur gegen ihn bist du nicht wahr. Daß du ihn liebst, *das* darfst du nicht sagen, aber *das willst* du sagen, daß du den andern nicht mehr liebst, nicht mehr seit jenem Tage, da du ihn ansahest, ohne auch nur noch eine Spur für ihn zu empfinden."

Am andern Tage war's.

Im Bergwald summte der Winterwind seine eintönige, unwillige Weise. Grete hatte die Zwei hinausgeschickt: „Holt euch rote Backen, das Stubensitzen taugt euch nicht." Auf dem einsamen Wege am Bergabhang, von wo die Häuser der Stadt nur noch wie rote Streifen auf grauem Gewebe verschwimmen, sprach Swaantje ruhig, wie es ihre Art war. Nichts verriet das rasende Hämmern ihres Herzens: „Ich muß dir etwas sagen, etwas, das ich dir schuldig bin, und das du wissen mußt: Ich liebe den anderen nicht

mehr!“ Ganz still wurde es zwischen ihnen. Ein Rotkehlchen flog über den Weg. Ein Mann kam langsam den Berg herab, ging an ihnen vorbei und verschwand zwischen den Buchenstämmen. Dann gingen auch sie weiter. Keiner sprach. — Aber anstatt nun leicht und frei zu sein, fühlte Swaantje ihr Tun wie eine Bergeslast auf der Seele. Es war ihr, als könne sie zum ersten Male Grete nicht gerade in die Augen sehen. Diese Herzensnot wuchs am nächsten Tage.

Hermanns Wesen war heute noch sprunghafter und unberechenbarer als sonst. Nach Tisch wollte man eine weite Wanderung über den Harrl antreten. Aber mitten im Walde brach ein heftiger Zank, wie schon so oft, zwischen Hermann und Grete aus, ohne daß es Swaantje gelang, freundlich vermittelnd wie sonst immer, den Frieden wiederherzustellen. Unvermittelt und schroff bog Hermann in einen Seitenweg ein, rief: „Ich will allein gehen,“ und war schnell in den Buchenjugenden verschwunden. Bange sahen sich die beiden Frauen an. Es war die Zeit der Vollmondnächte, in solchen Tagen war Hermann nicht Herr seines Willens und allen bösen Geistern ausgeliefert.

In der Hoffnung, ihn bei der Rückkehr zu Hause zu finden, eilten sie durch den dämmernden Wald bergab.

Aber die Villa lag schweigend und dunkel, kein Kerzenlicht schimmerte aus dem Arbeitszimmer. Da liefen sie zurück, wortlos, mit flatternder Angst im Herzen, suchend und spähend in jeden Weg, in jede Schlucht. Aber nur der sinkende Abend stand zwischen den Stämmen. An einem kleinen Wirtshause am Rande des Waldes hieß Grete Swaantje warten, hier war Hermann oft eingekehrt. Vielleicht hatte er heute auch seine Schritte hierher gelenkt.

Frierend und kalt bis ans Herz vor Angst und Not stand Swaantje im Schnee, aber da kamen auch schon zwei Gestalten auf sie zu, und Hermanns Stimme rief überlaut: „Guten Abend, schöne Swaantje; heute wird's lustig, lustig ist's, wenn man tot ist. Ja, sieh mich nur an mit deinen erschrockenen Augen, ich bin nur ein Gespenst, das neben dir hergeht, brauchst nicht mehr zu fürchten, daß ich dich in den Arm nehmen will. Will ich ja gar nicht mehr, tot sein ist viel lustiger, das Herz tut dann nicht mehr weh. Wo hast du mein Herz gelassen, gib es her, ich will es wiederhaben. Ach, du hast es wohl weggeworfen. Es ist dir ja auch peinlich, wenn dein Vetter so etwas von Liebe zu dir spricht, wie mir Grete eben sagt. Jawohl, es ist peinlich zu sehen, wenn ein Mensch so langsam

stirbt, hast ganz recht, liebe Swaantje." Dann war er plötzlich still. Grell stand das Mondlicht zwischen den dunklen Stämmen, unheimlich leuchtete der Schnee, und wie schwarze Balken lagen die Schlagschatten vor ihren Füßen. Da war schon das Alleinsein, die Todeseinsamkeit, vor der Swaantje mehr bebte als vor allem Weh der Zeit und Ewigkeit: er ließ sie allein. Die beiden verlassenen weißen Birken vor dem blauen Walde stiegen visionär vor ihr auf, und wie eine kalte Hand legte sich der Schmerz auf ihre Seele, der von nun an hinter jeder Stunde ihres Lebens stehen sollte.

Und doch schien es noch einmal licht an diesem Abend werden zu sollen. In der traulichen Behaglichkeit des Eßzimmers schien Hermanns verstörter Geist wieder zur Ruhe zu kommen. Und da Swaantje, obwohl totenblaß, aber freundlich und zärtlich, neben ihm saß, ganz wie sonst plauderte, und auch Grete sich zusammennahm, so hätte vielleicht diese gefährliche Mondnacht so vorübergehen können.

Aber Swaantje sah an Gretes Blicken, daß sie wartete und horchte — da ging auch schon die Tür auf, und die Jungfer meldete den Hausarzt, der zugleich auch ein naher Freund des Hauses war. In seiner

raschen, jugendlichen Art sprang Hermann auf, eilte ihm entgegen, schob ihm Aschenbecher und Zigarren hin und setzte sich dann behaglich in seinem roten Armstuhl zurecht. Der Arzt nahm zwar die angebotene Zigarre, legte sie aber gleich wieder auf den Aschenbecher zurück, griff nach Hermanns Handgelenk und sagte: „Später, lieber Freund, ich fürchte, Sie haben sich überarbeitet und müssen Ruhe haben. Erlauben Sie, daß ich einige Fragen stelle!“ Ein sprachloses Verwundern, eine helle Wut und ein dunkler Haß, so sprühte es aus Hermanns graublauen Augen. Er riß die Hand los, sprang zur Tür und schrie Grete zu: „Das hast du schuld, jetzt erschieße ich mich!“ Aber schneller noch als er war Grete auf den Vorsaal gestürzt, hatte den Schlüssel aus der Haustür gerissen, da stürmte er an ihr vorbei, die Erdgeschoßtreppe hinunter ohne Hut und Mantel hinaus in die Novembernacht. Weder Grete noch der Arzt, die hinter ihm hergelaufen, hatten ihm folgen können.

Fassungslos, schluchzend war Grete auf einen Stuhl gesunken, Swaantje stand aufrecht neben ihr, ihre grauen Augen standen fast schwarz vor Erregung in dem weißen Gesicht: „Wenn er diese Nacht nicht schläft, so ist er verloren, die Vollmondnächte sind das

Gefährlichste für ihn, er braucht den Schlaf so nötig. Und wenn wir ihn nicht finden, dann trinkt er die ganze Nacht, oder er fängt Zank und Streit an, sie werfen ihn hinaus, und er irrt im Schnee und Wind umher und weiß sich nicht mehr zurechtzufinden. Helfen Sie, lieber Doktor, helfen Sie", so flehte Grete.

Der erfahrene Arzt hatte währenddessen kein Auge von Swaantje gewandt. Dann sagte er ruhig: „Gnädige Frau, zuerst wollen Sie gütigst für Ihr Fräulein Cousine sorgen, sie scheint mir vor allem ruhebedürftig zu sein, ich schreibe ein Pulver auf und erwarte von Ihnen, daß Sie für größte Ruhe und Schonung der jungen Dame sorgen werden. Für unsern armen Freund werde ich ein starkes Schlafmittel zusammenstellen. Ein zuverlässiger Mann, der treu und verschwiegen ist, soll sofort alle Wirtschaften der Stadt und der nächsten Ortschaften ablaufen, um ihn zu finden. Dies Schlafmittel in einem Getränk vom Wirt ihm gereicht, wird ihn in wenigen Minuten besinnungslos machen, und so kann er ohne Mühe in ein Bett gebracht werden. Morgen früh gegen sechs Uhr erwartet Sie mein geschlossener Wagen, um den Kranken darin abzuholen."

So schlichen nach dem Abschied des Arztes die

Abendstunden vorbei, unerträglich der quälenden Ungeduld der beiden Frauen, die in jedem Pochen des Windes, in dem Rütteln der Platanen an der Gartenpforte die Rückkehr des Boten zu hören glaubten, der ihnen melden würde, daß Hermann gefunden sei. Endlich gegen halb zwei Uhr klopfte es an die Haustür. Hermann hatte in einem Dorfwirtshaus inmitten einer großen lauten Gesellschaft von Knechten, Tagelöhnern und Waldarbeitern gesessen, sie mit Sekt freigehalten. Er selbst sei aber ganz still und starr gewesen. Als der Wirt ihm das Glas mit dem Schlafmittel gegeben, das er ahnungslos an die Lippen gesetzt, hatte er nur noch gerufen: „Was ist denn das für ein schreckliches Zeug!“ Dann sei er besinnungslos hintenübergefallen und von den Wirtsleuten in ein Bett getragen worden.

Und nun lag auch Swaantje auf ihrem Bett, hell wach, trotz des Schlafmittels des guten alten Doktors, ihre Augen waren starr in das Dunkel gerichtet, eisig war ihr ganzer Körper, wie erstorben. Da ging leise die Tür auf und Grete stand vor ihrem Bett, und mit einem Male laut aufschluchzend warf sich die Frau über das Mädchen, und erst als Swaantje sie fest in die Arme schloß, ihre Decke mit über sie breitete und

sie behutsam streichelte, wurde das Schluchzen leiser und linder, und wie ein Kind weinte sie sich in den Schlaf. Swaantje lag unbeweglich kalt und starr in ihren Kissen, den sanft atmenden Körper der schönen Frau an sich geschmiegt. Auf der Schwelle zu Hermanns Schlafzimmer lag kein silberner Lichtstreif, nur die Mondstrahlen malten das Fensterkreuz auf den Fußboden.

Es war noch Nacht, als geräuschlos der Wagen vorfuhr. Kissen und Decken waren bereit, stumm und fliegende Angst im Herzen, sahen die beiden Frauen in das Dunkel hinein — endlos schien ihnen der Weg, und doch hatte der Kutscher sofort vor der Stadt die schnellste Gangart eingeschlagen. Wie Schatten flogen die langen Baumreihen der Landstraße an ihnen vorüber, Krähen gingen krächzend hoch, in den Dörfern schlugen die Hunde an — und dann endlich hart an der Landstraße lag das Wirtshaus. Mit hartem Ruck hielt der Wagen. Grete und Swaantje sahen sich an: „Ich will's allein!" sagte Grete. Und dann wartete Swaantje, wartete, wartete — aus dem grauen Dunkel wurde eine fahle Helle und aus der Helle ein erbarmungsloses Morgenlicht, und dann — — kamen sie. Jäh fuhr der Schreck Swaantje ans Herz, das

war Hermann?! Fahlgrau das Gesicht. Mund und Augen wie schwarze Flecke, eingefallen die Schläfen und sein Blick wirr und unstät. Doch ging es wie ein Erkennen über seine Züge: „Das ist lieb von dir, Swaantje, daß du mich holst, ich will nun auch ganz artig sein. Ich glaube, ich muß mich erst mal zurechtschlafen. Der Wehrwolf ist es, ich habe bis an den Mund in Blut gehen müssen, was wißt ihr denn davon, was das heißt, den Wehrwolf schreiben m ü s s e n!"

Dann hielt er fest Swaantjes Hand in seiner zitternden, fieberisch heißen und lehnte sich wie ein todmüder, kranker Mensch in die Wagenecke zurück. In der Villa erwartete der Doktor den Wagen, ordnete sofort die Bettruhe an, aber davon wollte Hermann nichts wissen: „Erst will ich mit meiner schönen Cousine Kaffee trinken, dann will ich auch ganz artig zu Bett gehen!" Er wäre doch fast ohnmächtig in der Tür zum Eßzimmer hingeschlagen, hätte der Doktor ihn nicht aufgefangen und ihn halb geführt, halb getragen ins Schlafzimmer gebracht. An der Treppe hatte sich Hermann noch einmal zu Swaantje gewandt, die zitternd das Geländer umklammert hielt: „Wenn ich nun ganz artig bin und brav einschlafe,

dann kriege ich doch nachher auch schönen Besuch, nicht wahr?“

Swaantje nickte nur, dann sank sie nieder und schluchzte lautlos, tränenlos. — So fand sie Grete, funkelnden Auges sah sie auf das Mädchen nieder. Die wenigen Worte, die wie ein Zischen waren, trafen sie wie ein Feuerbrand: „Und du hast es ihm doch gesagt!“ Alles Blut war aus Swaantjes Gesicht gewichen: „Was?“ sagte sie fast atemlos vor Schreck und Grauen. „Daß du ihn liebst!“ „Das ist nicht wahr, ich hab's nicht getan und werde es nie tun!“ Stolz und fremd blickte sie in Gretes Gesicht, dann ging sie ruhig in ihr Zimmer.

Aber schon vor Tisch, als die Sonne hell und lustig über dem Schnee tanzte, kam Hermann die Treppe herunter, zum Ausgehen angekleidet. Swaantje hatte ihren Patenjungen vor sich auf dem Tisch sitzen und las ihm aus seinem geliebten Bilderbuche vor, vom Jochen, der so schmutzig ist, daß selbst die Enten sich wundern. Freudig und erstaunt sah sie Hermann entgegen. „Geht es dir wieder gut?“ „Herrlich, kleine Swaantje, und heute wollen wir die Wehrwolf-Feier nachholen, komm, wir wollen einen feinen Wagen bestellen und Kuchen kaufen, und dann fahren wir nach

Obernkirchen und besuchen deine Freundin im Stift. Werden die Maiden dort aber Augen machen, wenn wir vorgefahren kommen!" „Vor allen Dingen wird der Onkel Doktor Augen machen, wenn er das kranke Hühnchen nicht mehr im Bett findet", rief die Frau Grete von ihrem Schreibtisch her, aber dann kam sie selbst und war so harmlos und freundlich und zärtlich gegen Swaantje, daß diese auch froher wurde, und nun begann eine fröhliche Tätigkeit im Hause, die sonderbar genug gegen die entsetzlichen Nachtstunden abstach. Decken und Pelze wurden bereitgelegt, Kuchen eingepackt, und um drei Uhr saß man wirklich im Wagen. Grete und Hermann im Fonds, obgleich Hermann für seine Person mächtig dagegen protestiert hatte. Aber Swaantje hatte lachend ihm seine Eigenschaft als Triumphator vor die Augen gerückt und sich geschwind häuslich im Rücksitz mit Fußsack und Decke eingerichtet. So hatte er sich fügen müssen, dankbar lächelnd wie ein Kind saß er neben seiner Frau, heller Sonnenschein lag auf den Bergen und fröhlich tanzten die Baumreihen den Weg entlang.

Aber was war das? — Das eben noch lächelnde Gesicht wurde plötzlich lang und verzerrt, schwer fiel der Kopf auf Gretes Schulter, und mit einem dumpfen

Stöhnen sank Hermann ohnmächtig zusammen. Nur ohnmächtig? War das nicht Totenblässe? Und weit und breit kein Haus, keine Hilfe, nichts, als die fleckenlose Weiße des Schneetuches und darüber der klarblaue Himmel. So lag Hermann zwischen den beiden Frauen, seine kalten Finger hielten Swaantjes Hand umklammert, sein Kopf lag schwer auf Gretes Brust. Und so fuhren sie lautlos mit weiten, schreckerstarrten Augen dem Wagen voraneilend.

Endlich stand der breite, massige Dachstuhl des Hochstifts gegen den Himmel, niedrige Häuser in verschneiten Gärten, Kleinstadtstraßen — — und dann trugen kräftige Männerarme den Leblosen in das warme Gastzimmer des Ratskellers. Aber erst als es schon dämmerte, schlug Hermann langsam die Augen wieder auf, und so sorgsam gebettet und fast im Schritt fahrend kehrten sie spät abends heim. Schon von weitem winkte mattgoldenes Kerzenlicht aus dem Arbeitszimmer, und Swaantje sah, wie Grete mit einem Seufzer der Erleichterung sich über die Augen strich. Auf der Haustreppe kam eine hohe, breitschultrige Gestalt dem Manne entgegen: der Maler, Hermanns bester Freund, war auf Gretes flehentliches Telegramm aus der Hauptstadt herübergekommen.

Seiner freundlichen, festen Ruhe und Besonnenheit mußte es gelingen, Hermann das Gleichgewicht seelisch und körperlich wiederzugeben.

Wie ein Traum war's, so friedlich schön, so voll Stimmung war kaum noch eine Abendstunde vergangen wie heute, im traulichen Geplauder zu viert. Hermann, wie durch ein Wunder vollständig frisch und angeregt, las heute das Kapitel aus dem Wehrwolf, das mit Herzblut geschrieben, ein Stück von ihm selbst war: Wie Harm Wulf das heimatlose Mädchen findet. Heute, zum ersten Male in all den Wochen, sank Swaantje gleich in tiefen Schlaf. Nur das Mondlicht und der leuchtende Schein auf ihrer Schwelle hielten Wacht an ihrem Lager. Vielleicht stand auch das alte Kinderlied mit ausgebreiteten Flügeln um sie her. Denn drunten im Eßzimmer flüsterte und raunte es noch bis tief in die Nacht. Sollte man Swaantje opfern, um den Mann zu retten, von dem sein Volk noch Großes erwartete? Gab sich Swaantje Hermann zu eigen, so würde seine Schaffenskraft, seine seelische und körperliche Gesundheit für lange Zeit gesichert sein, und deshalb sollte man es skrupellos wagen, wer war denn schließlich Swaantje! Doch nur ein ganz nettes liebes Mädchen,

dem romantische Ideen im Kopf herumspukten — und sie hatte dann doch später die Erinnerung. Für Hermann war sie ja doch nach kurzer Zeit erledigt, wie so viele andere auch. — So saßen sich Grete und der Maler gegenüber.

Auf dem breiten, bartlosen Gesicht des Mannes lag nichts wie die kühle, ruhige Sachlichkeit — ein Mädchen, nun, ein Mädchen ist doch schließlich dazu da — unbegreiflich, was Löns an diesem temperamentlosen Kleinstadtmädel fand. Und doch so ganz bequem war ihm die Swaantje auch nicht gewesen. Sie hatte so eine Art, mit ihren ruhigen grauen Augen hinter das Wesen der Dinge zu sehen, eine so sichere, in sich ruhende Klarheit des Urteils — — — und schließlich sprang die Ritterlichkeit in ihm auf, sein besseres Selbst, wie es auch in Grete sich durchgerungen hatte — die schwarze Stunde war vorüber. Ein fester Händedruck: dem Kinde soll nichts geschehen, sie soll so schnell wie möglich abreisen, ohne erst Hermanns Gesunden abzuwarten, das wohl am ehesten in einem Sanatorium für ihn geschehen kann.

Am ersten Adventsonntag-Morgen beugte sich Swaantjes blasses, kaltes Gesicht noch einmal aus dem Fenster ihres Schlafzimmers, grüßte die Bergwand,

über deren heimlichen Wegen die Buchen rauschten, sah auf die verschneite Stadt, über die das stolze Fürstenschloß herrisch und hoch seine reichen Giebel erhob — dann lag noch einmal ihre Hand in Hermanns Händen, kurz und jäh war der Abschied, gewaltsam, als ginge ein Riß durch ihr Leben.

Wieder kam eine Nacht für Swaantje, in ihrem schmalen Mädchenbett lag sie im Dunkeln — allein — kein Lichtstreif lag flehend auf der Schwelle ihrer Kammer. Obwohl sie sich versprochen hatten, einander nicht zu schreiben, lag doch ein heimliches Erwarten und Hoffen auf dem Grunde ihrer Seelen. Konnte es auch anders sein in der Weihnachtszeit, der höchsten Liebeszeit des Jahres. Als der heilige Abend heraufkam, lag auf Hermanns Tisch eine weiche, schlichte Schreibmappe aus braunem Leder, nur seinen Namenszug und die Jahreszahl hatte Swaantje hineingeschrieben. Und sie hielt das Buch in Händen, das seine Lieder barg. Die Lieder, die von ihrer Liebe Leid und Seligkeit sangen.

Ach, nur heute abend einmal bei ihm sein, einmal seine Hand halten dürfen, aber da war nichts als erbarmungslose Pflicht, arbeitsreiche laute Festtage und dann die lange Kette gleichförmiger Wintertage und

Winternächte, — in denen der unerträgliche Nervenschmerz fast wie eine Erlösung schien; weil Swaantje dann weinen durfte, weinen, ohne daß besorgte mütterliche Liebe nach Grund und Ursache forschte. Sobald als möglich sollte Swaantje in den berühmten Badeort, um endlich wieder die alte Frische und Tatkraft zu erlangen, die doch auch ein Teil ihres Wesens war, trotz der Verträumtheit ihres Denkens.

Auch Hermann war seit den ersten, hellen Vorfrühlingstagen in einem Sanatorium am Oldenburger Meer. Grete schrieb, er erhole sich gut, die Ärzte wirkten unauffällig auf gänzliche Enthaltsamkeit hin, sie selbst lebe wieder auf ohne die tägliche Aufregung und Angst, hingegen sei durch die Übersiedlung nach der Hauptstadt eine große Arbeitslast mehr auf ihre Schulter gewälzt. Hermann habe seinen Beruf als Schriftleiter aufgegeben und eine fast ganz unabhängige Stellung an der führenden Landeszeitung angenommen. Diese ließ ihm freie Zeit genug für die Schriftstellerei und sicherte ihm zugleich ein glänzendes Einkommen.

Ganz so wie Gretes Bericht es schilderte, war es doch wohl nicht, denn eines Tages kamen an Swaantje zwölf Karten aus dem Sanatorium am Meer. Auf

ihnen standen die Uranfänge jenes Romanes, der erschütternden Lebensbeichte, die ersten Worte des „Zweiten Gesichts“.

Er nennt ihn dort selbst einen „Liebes-, Todes-, Lust- und Leid-, Doppel- und Unterbewußtseins-Roman“, der im modernen Leben spiele, sich aber lese wie ein Märchen. An den Ringwall solle Swaantje viel, viele Grüße sagen, an den Ringwall, den er so liebt, fast so wie sein Grab. Und die Geschichte soll heißen: Das zweite Gesicht, die Geschichte von Helmold Hagenrieder und Swaantje Swantenius.

Heideblüten und eine schwarzgrüne Schwanzfeder des Schwarzspechtes lagen über den Zeilen, die Swaantje von dort aus erreichten. Aus seinen Worten kamen ihr alle Wunder der Herbstheide entgegen: Rotkehlchenlied und Taubenruf, das letzte Blühen und Glühen unter dem goldenen Schein der Oktobersonne.

Es war, als ob alle die künstlichen Gräben und Dämme, die Selbstentsagung und eiserner Wille zwischen den beiden Seelen aufgerichtet hatten, weggefegt würden von der gewaltigen Meerflut ihrer Liebe. Nie zuvor hatte in ihren Briefen solches Leben geglüht, und wie ein Kranz von roten Rosen fügten sich die Lieder zum „Kleinen Rosengarten“ zusammen.

Abendlied.*

Rose Marie, Rose Marie,
Sieben Jahre mein Herz nach dir schrie,
Rose Marie, Rose Marie,
Aber du hörtest es nie.

Jedwede Nacht, jedwede Nacht,
Hat mir im Traume dein Bild zugelacht,
Kam dann der Tag, kam dann der Tag,
Wieder alleine ich lag.

Jetzt bin ich alt, jetzt bin ich alt,
Aber mein Herz ist noch immer nicht kalt,
Schläft wohl schon bald, schläft wohl schon bald,
Doch bis zuletzt es noch hallt:

Rose Marie, Rose Marie,
Sieben Jahre mein Herz nach dir schrie,
Rose Marie, Rose Marie,
Aber du hörtest es nie.

---

* Erschienen in „Der kleine Rosengarten" (Eugen Diederichs Verlag in Jena).

Der ferne Stern.*

Am Himmel steht ein heller Stern,
Hell ist der Tag, schwarz ist die Nacht,
Der ist mir nah und ist mir fern,
Liebe hält treuliche Wacht;
Du reines Licht, du klarer Stern,
Fern bist du mir, so fern, so fern,
Da hinten über dem Walde.

Ich weiß ein Herz und das ist mein,
Hell ist der Tag, schwarz ist die Nacht,
Und kann doch nie mein eigen sein,
Liebe hält treuliche Wacht;
Mein ist es und ist doch nicht mein,
So fern ist's wie der helle Schein
Da hinten über dem Walde.

Die Nachtigall voll Schmerzen weint,
Hell ist der Tag, schwarz ist die Nacht,
Zwei Herzen bleiben unvereint,
Liebe hält treuliche Wacht;
Zwei Augen weiß ich, rotgeweint,
Und einen Stern, der einsam scheint
Da hinten über dem Walde.

---

* Erschienen in „Der kleine Rosengarten" (Eugen Diederichs Verlag in Jena).

Herbst war's geworden, die Sehnsucht der Maienzeit, die Süße des Sommers waren vorbei. Die Nebelfrauen spannen weiße Seide, und der Herbstwind stickte goldene Blätter hinein. Da kam es über Swaantje mit elementarer Gewalt — sie konnte nicht mehr anders, sehen, nur sehen mußte sie ihn, alles andere schien ausgeschaltet in ihrem Leben. Der e i n e Wunsch nur hatte alle ihre Kraft an sich gerissen, so daß sie ihm willenlos gehorchte. Swaantje wußte Hermann oben allein in der Heide auf dem Jagdgute eines Freundes: s e h e n, i h n s e h e n!

Ein kurzes Telegramm meldete ihm ihre Ankunft auf der kleinen Station, die eine Stunde weit ab vom Gut in der Heide liegt. Der Bahnhof, ein paar Bauernhöfe, sonst menschenleere Einsamkeit. So standen sie sich einander gegenüber in dem dumpfen, kleinen Gastzimmer des Bahnhofes. Die wunschlose, traumhafte Stille begann wieder die weichen Flügel um Swaantje zu breiten, e r war ja bei ihr, nun war alles gut! Gut die wilden durchweinten Nächte, wo die Sehnsucht sie angepackt hatte mit Geierklauen, gut die langen leeren Tage, hinter deren Stunden nur immer das Perpendikel der Uhr geklungen: Du — du, du — du! Ob Hermann dasselbe empfand? Sein

Gesicht war noch schmaler, die Linien noch schärfer geworden. Aber der Unterton seiner Stimme ließ Swaantje im seligsten Schmerz erbeben, es war, als ob sie sich nie so nah — und doch so weltenfern gewesen. Swaantje war zu ihm gekommen, freiwillig, und doch wußte er, es war nur ihre Seele, die sie ihm geben wollte. Hatte der andere Wunsch sie geleitet, so war es außer ihrem Willen gewesen, ihr selbst unbewußt, und deshalb durfte er sie nicht zu sich ziehen.

Wieder taten sich die Wunder der Herbstheide vor ihnen auf, wieder klangen ihre Schritte im gleichen Rhythmus, aber nie hatten ihre Hände so unlöslich, so ganz verschlungen ineinandergelegen. Doch ihre Lippen blieben stumm, es war, als ob nur noch ihre Augen sprechen könnten. Ein Verlangen sprang in Swaantje auf, wild, unbändig, als müßte sie ihre Seele endlich reinwaschen von der Halbheit, als müßte sie endlich die Fesseln zerreißen, in die ihr Versprechen an Grete sie eingeschnürt hatte, bis ihr das Herzblut stockte, das Versprechen: Hermann nie zu sagen, daß sie ihn liebe. Einmal nur wollte Swaantje ganz klar und wahr sein, nur los von der Lüge, ja, Lüge war es doch, dieses stille, gütige Nebeneinandergehen, als ob nicht in ihren Herzen alle Feuerbrände der Seligkeit

und alle Ströme des Leibes miteinander rangen in wildem Kampf. Nur ihm sagen: „Ich liebe dich, du weißt es lange, aber meine Lippen waren verschlossen“, nur nicht mehr in Lüge gehen, nur das nicht. —

Es lag eine umgestürzte Fuhre im Heidekraute; lange saßen sie da, wortlos, regungslos. Swaantjes Hand lag kalt vor Erregung in der seinen, vergebens versuchte er, sie mit seiner lebenswarmen zu erwärmen. Ihr war, als müßte der nächste Augenblick, wenn sie es gesagt haben würde, die Bergeslast fortnehmen an Qual und Not der langen Jahre. Sie tat einen tiefen Atemzug der Freiheit entgegen — o frei sein von Lüge und Schein — — da standen wie eine Erscheinung wieder die beiden Birken vor der dunklen Waldwand vor ihren Augen, dieselbe Dämmerung breitete ihre Schatten um sie her, der rote Schein über der Heide erlosch — die beiden verlassenen Birken hilflos allein vor dem düstern Walde, riefen und flehten: „Erbarm dich, Swaantje, ich kann nicht leben ohne ihn, nimm ihn mir nicht, nimm ihn mir nicht!“ —

Da ward es ganz still in Swaantje, totenstill. Und Hermanns Stimme kam zu ihr, halblaut und dunkel:

„Ich hatte diese Nacht einen Traum. Willst du ihn hören? Es war bei euch, in dem weißen Gastzimmer lag ich in der Nacht. Da öffnete sich die Tür, und du kamst herein, beugtest dich über mich — — und ich erwachte, und ich weiß auch, daß es nur ein Traum bleibt.“

Fast zusammenbrechend lehnte sie sich an seine Schulter, ihr ganzes Sein war ein einziger Wille zu ihm, zu ihm und doch gebunden, unerbittlich mit den ehernen Banden ihres Gewissens.

Behutsam, zärtlich, mütterlich fast führte er sie den Weg zurück. Die aufzuckenden Lichter des Bahnhofes sind nahe, ehrfürchtig, mit unbedecktem Haupt beugt er sich über ihre Hand und küßt sie. Dann stand er allein tief im Dunkel, der Nachtwind strich um ihn her, und die Nebel zogen über die Heide.





Hier endet die Geschichte von Hermann Löns und seiner Swaantje. Alles, was in den letzten Jahren seines Lebens an Haß und Bitterkeit geschah, liegt in der furchtbaren Einsamkeit seiner Seele begründet, die todkrank Weg und Steg verlor. Nie ist Swaantjes Glaube an seine Liebe gestorben. All das Harte und Grausame, das er ihr zufügte, war ja nichts weiter als todkranke Liebe, Liebe, die sterben will, weil sie nicht leben kann ohne die andere Seele, die ihr eigen ist. Es soll auch nichts mehr gesagt werden von jener Nacht, in der Swaantje nach der Nachricht seines Todes auf dem Schlachtfelde auf ihrem Bette lag, wo jeder Herzschlag es in die Dunkelheit hämmerte: „Nimmermehr, nimmermehr!"

Nur das eine soll hier stehen, wie Swaantje doch eine heimliche Krone trägt, geflochten aus den scharfen Dornen ihres Leides und den Rosen ihrer Liebe.

Vor Swaantje flog der Häher her und wies den Weg. Von seinem Gefieder fielen silberne und blaue Pfeile, die zeigten dahin, wo Swaantjes Füße gehen sollten. Der bunte Brombeerbusch hielt sie nicht zurück, der rote Pilz trat ihr nicht in den Weg, und das hohe Knorpelrisch bog sich willig unter ihrem Schritt. Ihre Augen waren groß und hell und sahen nach innen, der Mund war schmal und still. Und als der Mittagswind um ihre Schläfe strich und ihre Augen sah, wußte er, daß seine Zeit gekommen war, mit ihr zu reden. Und der Häher flog nicht mehr, sondern setzte sich auf den langen, trockenen Ast des alten Wahrbaumes, der auf der blanken Heide steht, unter seinem Gezweig geht der Hellweg vorbei. Und Swaantje stand am Wahrbaum und fürchtete sich, denn Menschenkinder beben, wenn das Ziel kommt und das Ende.

Doch da kam hinter den niedrigen Fuhrenbüschen ein anderes junges Weib in weißem Flutthut, rotem Leibchen und blauem Rock. Die winkte Swaantje freundlich zu und ging weiter durch die Fuhren, und die Zweige schlugen dicht hinter ihr zusammen, wenn sie hindurch war. Swaantje kannte sie wohl, es war die Heidbrennersche.

Und kannte auch den alten Mann, der da langsam hinter den Schnucken herging; Jürn war es, und nun hatte Swaantje keine Angst mehr, wenn auch die vielen Schnucken keinen Staub aufmülmten, und Wasser und Widu ohne Hals die Herde umkreisten. Jürn sah sie mit seinen wasserklaren Augen an, nickte bedachtsam und zog vorbei.

Als Swaantje zurückblickte, kam ein Falber angetrabt, der kannte Swaantje auch, denn er stand still vor ihr. Und der Reiter, der ihn anhielt, sagte zu ihr: „Komm, Swaantje, du sollst sehen, wo ich wohne!" Und Swaantje durfte neben dem Falber hergehen, und ihre kleine Hand durfte in die weiche Mähne langen und den klugen Kopf streicheln. Hinauf zu sich hob der Reiter sie nicht, denn vor sich hielt er ein Mädchen, das sah so aus wie Swaantje, nur daß es fest in seinen Armen lag, was Swaantje nie getan. Und Swaantje ging mit ihnen durch die Heide und über den Sandbrink und über die scharfen weißen Steine, die in der Heide liegen. „Nun sind wir gleich zu Haus," sagte der Reiter, und Swaantje sah auf. Da lag ein dichter Eichen-Hausbusch und dahinter ein Hof. Wo die roten Funken vom Herdfeuer einen gelben Schein auf den Hof warfen, hielt der Reiter still, und Swaantje

trat zur Seite. Er hob das Mädchen in seinen Armen vom Falber herab und brachte sie über die Schwelle. Dann wandte er sich zu Swaantje: „Du darfst nicht mit über die Schwelle, nur in meinen Armen ist Obdach und Heimat!“

Und Swaantje setzte sich auf die graue Bank, die an dem alten Speicher steht, der ist von Tillyschen Kugeln durchlöchert, und die vielhundertjährige Linde wirft ihren Schatten über ihn. Da kam der Hütejunge hinter den Kühen her und flötete ein altes Lied, wie es die halbwüchsigen Jungen so tun vom weißrosigen Schatz im grünen Klee, ging an Swaantje vorüber und sah sie nicht, und keine der Kühe sah zur Seite, auch nicht Grieptoo, der hinterherlief. Da saß Swaantje ganz still. Und wieder kam der Hütejunge aus der Halbetür am Brunnen, lief in den Grasgarten und stokelte an den Zwetschenbäumen, und Grieptoo schnüffelte am Heckenzaun nach Igeln. Swaantje saß vor ihnen in ihrem blaßblauen Kleide in der grellen Sonne, aber der Junge drehte nicht den Kopf nach ihr hin, und Grieptoo hatte keine Witterung von ihr. Da stand Swaantje leise auf und ging vom Hofe, und als sie sich wandte, sah sie nur noch den warmen Schein vom Herdbrand.

Und Swaantje stand ganz allein auf der blanken Heide. Da sah der Mittagswind ihre Not und kam zu ihr. Und die Sonne machte ihr ein warmes Kleid, daß sie nicht mehr frieren sollte, und die braune Heide zog sie zu sich nieder, denn ihre Füße waren so müde. Und der Mittagswind begann: „Siehe, Swaantje, das haben wir dich sehen lassen, damit du nicht mehr frieren und müde und allein sein sollst. Wohl werden die blauen Sehnsuchtsvögel vor dir herfliegen und dein müdes Herz nicht ruhen lassen. Dann komm zu uns, Swaantje, hier wirst du Heimat und Ruhe finden, die du am Herdbrand nicht finden durftest. Und ob du mit Dornen umwunden bist, sollst du doch Freude haben. Aus jedem Birkenbusch wirst du seine Worte hören, jeder Lichtstrahl wird dich mit seinen Augen ansehen, in jedem Winde wirst du seine Stimme vernehmen. Denn da er dir lieber war als alles auf der weiten Welt, als du dich selbst zum Opfer brachtest, damit er den Glauben an dich, an deine Reinheit, die ihn dich lieben gelehrt, nicht verlieren sollte, da wurdest du teilhaft seiner unsterblichen Seele. Nicht mehr getrennt, nein, ewig eins in der heiligen Liebe von Mann und Weib und in der heiligen Liebe zur Allmutter Heimat. Nun tue auf die Brunnenstuben

deiner Seele, daß starke Quellen strömen, daß Kräfte in dir geboren werden, die seiner wert sind. Siehe, das Weinen soll von dir genommen werden . . . aber auch das Lachen, nur stille Freude soll dein Herz durchbeben, wenn du seine Nähe fühlst. Nun gehe in Frieden, Swaantje!"

Und als Swaantje sich umwandte, saß unter dem Wahrbaum eine Gestalt im blaßblauen Kleide mit blondem Haar und braunen Augen, auf deren Grunde goldene Blumen blühten. Da sah Swaantje, daß es ihre Jugend war, die der Mittagswind leise zur Ruhe sang.

Da ging Swaantje den Weg zurück zu den Menschen, und der Abendstern stand über ihrem Haupte.

